Lilly Dawson

oder

Das Gasthaus zum Schwarzen Jäger.

Von

Mrs. Crowe.

Aus dem Englischen übersetzt

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1854.

Lilly Dawson

oder

das Gasthaus zum Schwarzen Jäger.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Lilly's Schicksal scheint eine günstigere Wendung nehmen zu wollen.

Abel stand auf, stäubte sich die Kniee ab, nahm Pipes wieder auf seine Arme und war mit ehrfurchtsvollem Herzen eben im Begriff, weiter zu gehen, als dieselbe kleine Hand wieder die seine ergriff und eine schüchterne Stimme flüsterte: „Laßt mich Euch führen.“

Abels erster augenblicklicher Gedanke war, daß es die Stimme eines Engels sei, aber diese Täuschung verschwand eben so schnell, denn die Hand, welche die seine faßte, war ganz gewiß von Fleisch und Blut.

„Wer bist Du?“ fragte er.

„Lilly Dawson, die die letzte Nacht mit auf Euerm Zimmer schlief,“ entgegnete sie.

„Aber wie kommst Du hierher?“ fragte er, indem er jetzt ihre Stimme vollständig erkannte.

Lilly stockte und fürchtete, die Wahrheit zu sagen.

„Bist Du es gewesen, die mir die ganze Straße entlang gefolgt ist?“ sagte er.

„Ja,“ antwortete sie.

„Dann warest auch Du es, die mir meinen Stock wieder gab und mich von den Pferden hinweg-zog?“

„Ja,“ sagte Lilly.

„Aber warum antwortetest Du nicht, als ich sprach?“ fragte er.

„Ich dachte, Ihr würdet böse sein und mich wieder zurück-schicken,“ antwortete Lilly, und faßte Muth, als sie keine Anzeichen von Unwillen an dem alten Manne bemerkte.

„Herr, Deine Wege sind wunderbar!“ rief er, über diese Entwickelung beinahe eben so erstaunt und eben so geneigt, sie für ein unmittelbares Einschreiten der Vorsehung zu halten, als da er sich durch den Geist seiner Enkelin beschützt glaubte.

„Aber warum bist Du so weit mit gekommen, Kind?“ sagte er. „Was soll denn hier aus Dir in dieser fremden Gegend werden und wie willst Du denn den Heimweg finden?“

Lilly hing den Kopf und schwieg; sie wußte kaum selbst, weßhalb sie so weit mit gegangen war, und sie wollte nicht gern gestehen, daß sie gar nicht wieder nach Hause zu gehen wünschte.

„Bist Du mir nachgelaufen, weil Du Deinen Vetter nicht heirathen willst?“ sagte Abel.

„Ja,“ antwortete Lilly.

„Aber was soll ich mit Dir machen?“ sagte er; „ich kann Dir kein Obdach geben, mein Kind; ich bin selbst nur ein Bettler — ein Bettler und ein Wanderer auf Erden.“

„Ich könnte Euch führen,“ sagte Lilly und wünschte ihn dadurch zu bewegen, sie bleiben zu lassen, indem sie auf den Dienst hindeutete, den sie ihm leisten könnte.

„Aber Du wirst doch nicht mit einem blinden Bettler im Lande umherziehen wollen?“ sagte Abel.

„Ich möchte gern bei Euch bleiben,“ sagte sie.

„Aber was werden Deine Verwandten sagen, wenn sie Dich vermissen?“

„Ich hoffe, sie werden mich nicht finden,“ sagte Lilly, und Abel fühlte, daß die kleine Hand, die er noch hielt, vor Angst bei dem Gedanken zitterte, den er angeregt.

„Du wünschest also nicht, zu ihnen zurückzukehren?“

„Nein,“ antwortete sie.

„Was! niemals! Hast Du denn keine Liebe zu ihnen?“ —

„Nein, gar keine,“ antwortete sie und sprach in entschiedenerem Tone, als zuvor.

„Und Du wünschest wirklich bei mir zu bleiben?“

„Ja,“ sagte sie.

„Nun, so möge Gottes Wille geschehen,“ sagte Abel, „denn ich glaube wirklich, daß er es Dir in's Herz gegeben hat, dies zu thun. Wenn Du einen Vater oder eine Mutter hättest, so würde ich es für meine Pflicht halten, Dich wieder zurückzuführen; da aber Niemand Anspruch an Dich zu haben scheint, als diese Verwandten, die, wie ich fürchte, ihre Pflicht an Dir sehr schlecht erfüllt haben, so glaube ich nicht, daß es mir zukommt, den Segen zurückzuweisen, den der Herr mir geschickt hat. Also komm mit.“

Abel war natürlich sehr begierig, von seiner neuen Begleiterin so viel zu erfahren, als er ihr abfragen konnte. Zuerst nach ihren Abenteuern des Tages, und weßhalb sie es sich in den Kopf gesetzt habe, ihm zu folgen, anstatt ihre Wohnung aufzusuchen, und wie es ihr während der Reise ergangen.

Lilly konnte selbst nicht sagen, weßhalb sie ihm gefolgt sei, denn es war mehr Instinkt, als Absicht, was ihre Schritte geleitet hatte — einen Grund jedoch konnte sie angeben, und dieser war, daß sie lieber irgend wohin gehen wollte, als ihrer Cousine Charlotte begegnen, welche, wie sie erwarten mußte, eher in der Wohnung wäre, als sie dahin kommen könnte. Was die Reise betraf, so sagte Lilly, daß es damit ganz gut

gegangen, nur daß sie nun etwas hungrig und müde geworden sei.

Abel erschrak, als er hörte, daß sie so lange gefastet, und bestand darauf, daß sie sich sofort niedersetzen und ihren Hunger einigermaßen durch ein Stück Brot stillen müsse, wovon er für sich und Pipes immer einen kleinen Vorrath bei sich trug.

Lilly schmeckte das Brot ganz trefflich, besonders jetzt, wo ihr die größte Sorge vom Herzen genommen war.

„Ich bin noch nicht lange hungrig," sagte sie, „denn ich hatte immer Angst, daß Ihr mich wieder fortschicken würdet."

Als sie ausgeruht und sich gestärkt hatte, forderte Abel sie auf, die Reise mit ihm weiter fortzusetzen.

„Wir haben heute Abend nicht mehr weit zu gehen," sagte er, „und dann sollst Du ein ordentliches Abendessen bekommen und wirst die Nacht recht gut schlafen. Die Wirthin des Hauses, wo wir einkehren werden, ist eine sehr gute Frau und wird auch gegen Dich freundlich sein, denn sie war es ja immer gegen Matty."

Lilly war neugierig, zu wissen, wer und wo Matty sei, und fürchtete fast, daß sie kommen und sie verdrängen würde, denn jetzt, wo sie den Arm des alten Mannes gefaßt und wo sie fand, daß er, weit entfernt, unwillig zu sein, sich über ihren Beistand und ihre Gesell-

schaft freute, fühlte sie ihr Herz von einer Zufriedenheit erfüllt, die sie niemals zuvor gekannt, und marschirte, ihre frühere Ermüdung und Erschöpfung ganz vergessend, fröhlich weiter, mit einem Schritte, der eben so leicht war als ihr Herz.

Uebrigens lag auch in Abels Antlitz und Wesen Etwas, was ihr die Zunge lös'te und ihr ein Vertrauen und eine Ruhe einflößte, die bei ihr etwas ganz Ungewöhnliches waren. Er behandelte sie nicht mit Verachtung und nannte sie auch nicht ein „dummes Thier", wie ihre Cousinen zu thun pflegten. Im Gegentheile, er sprach ganz sanft mit ihr und fragte sie über ihre Vergangenheit aus, als ob er glaubte, er spräche mit einem vernünftigen Wesen, während seine hagern, bleichen Züge und das graue Haar, welches über seine Schultern herabwallte, ihr zugleich Mitleid und Ehrerbietung einflößten. Hier war von keiner eisigen Furcht die Rede, welche ihr junges Herz erkältete. Abel war eben so hilflos als sie, und sie hatte gesehen, wie sehr er ihrer Dienste bedurfte, so daß ihr Verhältniß sofort den Charakter einer wechselseitigen Abhängigkeit annahm.

Was den alten Mann betraf, so fühlte er, je mehr er sie ausfragte, daß er durchaus kein Unrecht begehe, wenn er ihr gestattete, ihren Neigungen zu folgen, oder Dienste anzunehmen, die er so nothwendig brauchte, und ihr dafür den geringen Schutz gewährte, der in seinen

Kräften stand. Entbehrung und Armuth erwarteten sie allerdings bei der Lebensweise, die sie freiwillig ergriffen, vielleicht sogar Mangel, aber er hatte keine Bürgschaft, daß die Verheirathung mit ihrem Vetter sie vor diesen Uebeln bewahren, während er überzeugt war, daß sie andere, fast noch schlimmere nach sich ziehen werde. Hierzu kam noch, daß er, weil er nicht die Beweggründe zu ahnen vermochte, aus welchen Lukas dieses arme unterdrückte Kind zu heirathen wünschte, die Rechtschaffenheit seiner Absichten gegen sie sehr in Zweifel zog.

Kurz, die Vortheile, welche sowohl er als Lilly aus ihrer Vereinigung schöpften, und die Uebelstände, denen sie dadurch entgingen, waren so offenkundig, daß er nicht umhin konnte, zu glauben, die göttliche Vorsehung selbst habe sie zusammen geführt, um einander zu helfen, und er fühlte sich durch diesen Beweis himmlischer Obhut kaum weniger gekräftigt und erhoben, als dies der Fall gewesen sein würde, wenn seine erste Vermuthung sich bestätigt und Matty's Geist wirklich ihn behütet hätte.

„Laßt **mich** nun Pipes ein Stück tragen," sagte sie, nachdem sie ungefähr eine halbe Meile weiter gegangen waren.

„Fürchtest Du Dich nicht vor ihm?" sagte Abel.

„O nein," antwortete Lilly, „ich bin den Hunden sehr gut. Wir hatten einen sehr großen starken Hund

im Jäger, der hing immer an der Kette, denn er war sehr böse und es durfte ihm Niemand zu nahe kommen."

„Wer würde nicht wild und böse sein, wenn er immer an der Kette hängen muß?" sagte Abel. „Sehr häufig ruft der Mensch erst selbst die Grausamkeit hervor, durch die er leidet."

„Ich glaube auch, daß Nero blos deßhalb so wild war, weil er angebunden war," sagte Lilly; „denn als er jung war, war er nicht bös."

„Manche Thiere sind von Natur bös," sagte Abel; „ich glaube aber, es ist gewöhnlich der Mensch, der sie dazu macht. Er ist der Tyrann und der Fluch der Geschöpfe, die unter ihm stehen; aber ich glaube wohl, er wird einmal dafür Rede stehen müssen."

Dies war die erste menschenfreundliche oder vernünftige Aeußerung, welche Lilly jemals in ihrem Leben klar und deutlich hatte aussprechen hören. Wenn zufällig ein Gedanke dieser Art von den Gästen, die sie im Jäger zu bedienen hatte, geäußert worden war, so war sie damals viel zu sehr auf ihre Arbeit bedacht und ihr Verstand zu stumpf gewesen, um darauf zu achten. Ihre Ohren waren aber nun geöffnet; indessen hatte sie immer noch einen sehr unklaren Begriff von dem, was Abel meinte, und seine Anspielung auf die Verantwortlichkeit des Menschen im Jenseits verstand sie gar nicht. Deßwegen aber bewunderte sie ihn nicht weniger. Im Gegen=

theile, sie betrachtete ihn mit Verwunderung und Ehrfurcht, während sie schweigend den armen Pipes klopfte und streichelte, und dadurch auf thätige Weise zu erkennen zu geben suchte, daß Abels Worte Eindruck auf sie gemacht hatten.

So wanderten sie, Beide eines großen Theils ihrer Sorgen enthoben, munter weiter; Abel fragte und Lilly antwortete — ein Verfahren, das für sie eben so lehrreich war, als für ihn, denn während er Aufschluß über ihr vergangenes Leben erhielt, lernte sie dasselbe gewissermaßen überschauen und begreifen. Wenigstens begann sie einzusehen, daß ein solches Leben, wie das ihrige bis jetzt gewesen, keine Nothwendigkeit sei und daß ihre Unwissenheit gemißbraucht und sie selbst übel behandelt worden sei. Sie fühlte sich mit jedem Augenblicke, während sie Abel folgte, glücklicher, und dieses frohe Bewußtsein flößte ihr ein Leben ein, welches sie zu einer ganz andern Person umgestaltete, als das dumme kleine Mädchen im Jäger gewesen war, während es gleichzeitig ihren Diensten einen Eifer verlieh, der sehr gut die Stelle der Zuneigung vertrat, die noch nicht entwickelt war. Matty selbst konnte kaum eifriger und aufmerksamer, gewiß aber nicht bescheidener gewesen sein.

Da Abel nun nicht mehr fürchtete, sein Nachtlager zu verfehlen, welches er in einem sehr ordinairen, ein wenig von der Straße abgelegenen Gasthause aufzuschlagen

gedachte, und da er seine Begleiterin nicht zu sehr anstrengen wollte, so machte er dann und wann Halt, und es war auf diese Weise acht Uhr geworden, ehe Lilly ihm meldete, daß sie nach seiner Beschreibung den Ort wahrscheinlich erreicht hätten. Der freundliche Gruß der Wirthin verrieth ihr bald, daß sie Recht hatte, und nun kamen die gewöhnlichen Fragen nach Matty, und aus den Antworten Abels erfuhr Lilly jetzt erst, daß diese Nebenbuhlerin, die sie schon zu fürchten begonnen, todt sei. —

„Na, das muß ich sagen!“ rief Mistreß Wylie; „Matty Lintock ist also todt mit ihrem blonden Haar und ihren hübschen blauen Augen! Wer hätte das gedacht! Das Kind thut mir sehr leid. Und sie wird Euch sehr fehlen, Mr. White — aber wie ich sehe, habt Ihr schon wieder ein Mädchen.“

„Ja,“ antwortete Abel in ernstem Tone. „Gott schickte sie mir in meiner Noth.“

„Das muß ich sagen! Matty Lintock ist todt!“ wiederholte Mistreß Wylie; „ich kann mir's noch gar nicht denken; sie war so ein munteres, gesundes, kleines Ding!“

„Sie bekam ein Fieber,“ sagte Abel, indem er nur mit Mühe sprach; „das Scharlachfieber, es grassirte in der Stadt, wo wir gerade waren, und es war Gottes Wille, sie mir zu nehmen.“

„Und das hat Euch wohl auch so bald wieder auf diese Straße geführt, nicht wahr?“ fragte Mistreß Wylie.

„Ja,“ antwortete der alte Mann, „ich will zu ihrer Mutter gehen und ihr sagen, daß Matty todt ist.“

Und so hörten sie auf dem ganzen Wege überall Klagen um das Kind.

Aus verschiedenen Gründen ließ sich Abel in keine nähere Erklärung über Lilly ein, welche, müde von dem weiten Wege, froh war, als sie etwas zu essen bekam, und dann in das saubere Bett gehen durfte, welches man ihr bereitete, denn Abel ward nicht als ein Bettler behandelt, weil er noch nicht in dieser Eigenschaft auf der Straße gesehen worden war. Allerdings hatte er oft von wohlthätigen Leuten, die durch seine Blindheit und sein graues Haar gerührt worden, Geschenke erhalten, war aber bis jetzt immer als Handelsmann mit Nadeln, Schnürsenkeln und dergleichen gereis't, und hatte den Korb, in welchem seine Waaren sich befanden, an einem Riemen auf den Schultern getragen, während Matty den Verkauf besorgte. Allein aber war es ihm unmöglich, diesen Handel fortzusetzen, und als ihn der Tod seiner Enkelin beraubte, hatte er seinen Korb verkauft, und beschlossen, sich nach seiner Heimath zu betteln.

Zweites Kapitel.

Abel White's Geschichte.

Abel White war der Sohn eines sehr armen Landpfarrers im westlichen England; so arm aber auch sein Vater war, so war in seiner Kindheit doch gut für ihn gesorgt worden. Selbst ein Opfer der anomalen Lage, in die er sich versetzt sah, — der eines Mannes von Stand und Bildung mit siebzig Pfund jährlich — beschloß Gilbert White, seinen Sohn nicht durch denselben Irrthum zu ruiniren. Deßhalb steckte er seinen Stolz in die Tasche, und anstatt Abel die Klassiker studiren zu lassen, gab er ihm eine gute schlichte Erziehung, und bemühete sich, ihn für eine bescheidenere, aber glücklichere und weniger sich selbst widersprechende Sphäre zu bilden.

Abel jedoch besaß, ohne irgend ein besonderes Talent, eine bedeutende Vorliebe für Bücher, und war dem klugen Plane seines Vaters eher abgeneigt, obschon er

sich insoweit darein fügte, daß er sich zu einem Kurzwaarenhändler in der Bezirksstadt in die Lehre bringen ließ, und seine Pflichten in dieser für ihn ausersehenen Stellung erfüllte. Aber dennoch gefiel dieselbe ihm nicht, und seine Liebe zu Büchern, die sich mit der Schwierigkeit, dazu zu gelangen, nothwendig steigerte, ward eine Leidenschaft, die er mit Aufopferung eines Theils der Ruhe befriedigte, welche die Erhaltung seiner Gesundheit verlangte. Die Bücher borgte er von Jedem, der ihm welche leihen wollte; da aber seine Mittel, sich Licht zu verschaffen, sehr beschränkt waren, so bemühete er sich, fast ohne Licht zu lesen, und strengte seine Augen eine Nacht nach der andern während der Stunden, die er schlafend hätte zubringen sollen, an, um beim schwachen Scheine des Mondes oder eines Nachtlichtes zu lesen. Er meinte, die Gewohnheit könne Alles zu Stande bringen, und er werde im Laufe der Zeit wie eine Katze im Finstern sehen, bis er sich endlich eine Augenkrankheit zuzog, die, nachdem sie ihn für alle dergleichen Freuden für die Zukunft unfähig gemacht, endlich in einer spätern Periode seines Lebens mit totaler Blindheit endete.

Ehe dieses Unglück ihn jedoch ereilte, war er Gatte und Vater. Das Erste, was ihn bewog, sich mit dem ihm aufgedrungenen Berufe eines Handelsmanns auszusöhnen, war die Liebe. Da der Gegenstand seiner Leidenschaft fast eben so arm war, als er selbst, so konnte

er nur dadurch, daß er vollständig auf die Ansichten seines Vaters einging, hoffen, eine Frau zu ernähren, denn die Hoffnung, mit der Zeit einmal eine Anstellung durch die Feder zu erhalten, war durch die Schwäche seiner Augen vollständig vereitelt worden. Sein Vater, der das Unglück, welches seiner harrte, voraussah, und mit dem Rufe und den sonstigen Eigenschaften des Mädchens zufrieden war, betrieb die Heirath eifrigst, weil er fürchtete, daß sein Sohn später in seiner Nacht in die Welt hinausgestoßen werden würde, ohne eine Hand der Liebe oder der Pflicht, die ihn leitete. Er bot daher alles Mögliche auf, um das junge Paar zu unterstützen, und durch Mitwirkung der Freunde der Braut, welche ihre Vermählung mit dem Sohne des Pfarrers als eine Standeserhöhung betrachteten, konnten die jungen Eheleute endlich einen hübschen kleinen Kaufladen eröffnen, der zum Anfang mit ganz leidlichen Vorräthen versehen war. Ordentlich, klug, vorsichtig, sparsam und rechtschaffen, betrieben Abel White und seine Frau ihren kleinen Handel mit geringem Gewinn, aber großer Zufriedenheit. Sie begehrten nicht viel, und da sie nur ein einziges Kind hatten, so brauchten sie auch nicht viel, und hätten, wenn Abels Augenkrankheit nicht gewesen wäre, fast gar keine Sorgen zu tragen gehabt. Seine Augen aber wurden immer schlimmer, bis er endlich ganz erblindete, und er nicht mehr das stets freundliche, liebe Antlitz seiner zärt-

lichen Gattin sehen, oder sich in den hellen Augen seiner kleinen Martha sonnen konnte.

Da ein Unglück selten allein kommt, so dauerte es nicht lange, bis ein zweites hinzutrat. Mistreß White verrenkte sich beim Herablangen eines Kastens von einem hohen Brete eine Rippe, und war von dieser Zeit an fortwährend kränklich. Sobald dies geschah, war ihr erster Gedanke an Abel — was sollte aus ihm werden, wenn ihre Dienstleistungen ihm fehlten, oder wenn sie starb?

Besorgt um ihren vielgeliebten Gatten, begann sie sogleich, Vorkehrungen zur Linderung des drohenden Unglücks zu treffen, indem sie sich in der Person ihrer kleinen Tochter eine Nachfolgerin wählte. Sie begann sofort das Mädchen zu unterrichten, nicht blos wie sie ihren Vater bedienen, sondern auch wie sie den Laden besorgen sollte, und da die kleine Matty ein gelehriges, verständiges Mädchen war, so machte sie so schnelle Fortschritte, daß, als sie in ihrem vierzehnten Jahre ihre Mutter verlor, Abels unauslöschlicher Kummer über den Tod seiner Gattin wenigstens in materieller Beziehung nicht durch andere Uebel erschwert ward, so gut vertrat Matty die Stelle der Verewigten. Sie war die liebevollste Tochter, die klügste Haushälterin, stets heiter, thätig und freundlich, und während der ersten vier Jahre

seines Witwerstandes hatte Abel täglich Ursache, sich zu freuen und dankbar zu sein.

Abgesehen von diesen empfehlungswerthen Eigenschaften war Matty aber auch sehr hübsch, und dies Alles zusammengenommen war der Grund, daß ihr von jungen Handelsleuten der Umgegend mehrfache Heirathsanträge gemacht wurden. Diese jungen Männer betrachteten Matty als ein Kapital an und für sich; da aber alle diese Anträge zugleich die Nothwendigkeit einer Trennung von ihrem Vater in sich schlossen, so wies sie dieselben ohne Weiteres zurück, obschon einer oder zwei der eifrigsten Bewerber sich erboten, für die Kost und Pflege des alten Mannes ein kleines Jahrgeld zu zahlen. Matty konnte sich nicht dazu verstehen, ihren Vater der Obhut fremder Personen zu überlassen, und die Freier erhielten deßhalb Körbe, bis endlich einer erschien, der Matty durch das gewann, was zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche war — nämlich ihre Liebe zu ihrem Vater.

Der Name dieses glücklichen Candidaten war Giles Lintock. Sein Vater hatte dasselbe Geschäft betrieben, wie Abel, obschon in ausgedehnterem Maaßstabe, hatte aber, da er kein guter Geschäftsmann war, eben kein Glück dabei gemacht. Sein Laden hatte ihn wohl ernährt, aber weiter nichts abgeworfen. Wenn er starb, so erbte sein Sohn Giles das, was eben da war, und

Giles wünschte aus mehrfachen Gründen, daß Matty White ihm ihre Hand reiche.

Erstens gefiel ihm ihre Schönheit, und er hegte ein Gefühl gegen sie, welches er mit dem Namen Liebe bezeichnete; zweitens liebte er es eben so wenig, als sein Vater es geliebt hatte, fortwährend hinter dem Ladentische zu stehen, und eine Frau wie Matty war für ihn unschätzbar, weil ihr zuverlässiger Fleiß ihn der steten Anwesenheit in seinem Geschäfte überhob, ohne daß dabei ein Verlust für seine Tasche zu befürchten stand, und drittens war er der Meinung, daß Abel White's Kundschaft und Vorräthe, so klein sie auch waren, doch eine nicht zu verachtende Vergrößerung seines eigenen Geschäfts sein würden.

Giles kannte die Klippe, an welcher die anderen Freier gescheitert waren; deßhalb ging er schlauer zu Werke, und erwarb sich Matty's Liebe durch seine Freundlichkeit gegen ihren Vater. Versprechungen kosteten ja nichts, und deßhalb meinte er, der alte Mann könne bei ihnen mit wohnen, und die Ruhe und Bequemlichkeit, die er in seinem hohen Alter genießen würde, bildete den Gegenstand zu mancherlei ganz hübsch ausgemalten Bildern. Giles that dies auch durchaus nicht in der überlegten Absicht, zu täuschen; aber er wünschte Matty White zu heirathen, und er benutzte das Mittel, welches am schnellsten zum Ziele zu führen versprach, ohne weiter

darnach zu fragen, in wie weit er später Willens oder im Stande sein würde, seinen Versprechungen nachzukommen.

Vor der Hand erfüllten dieselben ihren Zweck vollkommen. Ob Matty ihm ihr Herz jemals geschenkt haben würde, wenn er sie nicht auf diese Weise geblendet hätte, ist sehr zweifelhaft; denn obschon es ihm nicht an einigen der Eigenschaften fehlte, welche geeignet sind, Frauenherzen zu erobern, so ist es doch wahrscheinlich, daß ihr Gerechtigkeitsgefühl durch diesen Mangel an Redlichkeit verletzt worden wäre. So aber übersah sie seine Fehler, und glaubte, sein gutes Herz und seine Liebe zu ihr würden dieselben bald verdrängen. Er hatte einen gleichgültigen Vater und eine Mutter gehabt, die eben nicht im besten Rufe stand, und es war ein Wunder, meinte man, daß der arme Giles noch so gut geworden war, wie er war.

Dies war Matty's Ansicht von der Sache, und da Abel nicht blos bildlich, sondern buchstäblich mit ihren Augen sah, so war es ganz natürlich, daß er dieser Heirath keine Einwendungen entgegensetzte.

So wurden sie vermählt. Arme Leute machen keine Heirathscontracte, und sobald die Ceremonie vorüber war, trat Giles in den Besitz der sämmtlichen kleinen Habe seiner Gattin, denn was Abel gehörte, gehörte auch ihr; der alte Mann war wie ein Kind in ih-

ren Händen und ließ es sich nicht einfallen, sich in irgend etwas zu mengen, oder hindernd einschreiten zu wollen. Demgemäß ward daher nach Giles' Vorschlage das kleine Haus mit sammt dem Laden, welches bei Abels Heirath von den Freunden des jungen Pfarrers gekauft worden war, veräußert, und während der Ertrag dieses Verkaufs in Giles' Tasche floß, wurden die Waarenvorräthe fortgeschafft, um die seinen zu vermehren. Allerdings ging Abel mit, und ward in ein nettes Zimmer eingewiesen, welches seine Tochter auf die bequemste Weise für ihn eingerichtet hatte, und anfangs ging die Sache ganz gut. Bald aber bemerkte die arme junge Frau Grund zu allerhand Befürchtungen. Nicht blos überließ ihr Gatte ihr die Führung des Geschäfts fast ganz ausschließlich — daraus machte sie sich weiter nicht viel, sondern das, was er aus der Kasse entnahm, stand auch täglich in größerem Mißverhältniß zu ihren Einnahmen, und bald erfuhr sie, daß die Gesellschaft, welche er frequentirte, nicht geeignet war, seinen sittlichen Zustand zu verbessern. Sie verbarg ihre Befürchtungen vor ihrem Vater, so lange sie konnte, und obschon Abel allerdings meinte, sein Schwiegersohn bringe zu viel Zeit außer dem Hause zu, so lernte er doch erst, als seine Tochter von ihrem ersten Kinde entbunden ward, Giles' Verschwendung und Unregelmäßigkeiten kennen, denn selbst dann konnte er sich nicht überwinden, zu Hause zu bleiben und den La-

den zu besorgen, während der Kassenbestand so tief sank, daß es wirklich an baarem Gelde zu den nöthigen häuslichen Ausgaben fehlte. Da nun Matty eine sparsame Hauswirthin war und das Geschäft auch ganz leidlich ging, so war es nicht schwer, die Ursache dieses Deficits zu errathen. Indessen, Matty bat ihren Vater, Giles nichts deßwegen zu sagen, denn mehr als alles Andere fürchtete sie eine Uneinigkeit nach dieser Seite hin. Abel gehorchte ihr, und als sie wieder gesund war, ging die Sache ihren Gang wie zuvor.

Es war aber eine schwere Aufgabe für die junge Frau, das Geschäft im Gange zu erhalten, was ihr nur mit der größten Vorsicht und Selbstverleugnung gelang, und selbst dies würde während der sechs Jahre, wo sie sich durch diese Schwierigkeiten hindurch kämpfte, nicht ausreichend gewesen sein, wenn nicht ihre guten Eigenschaften und ihr unverdientes Schicksal das Mitleid sowohl ihrer Kunden, als ihrer Gläubiger erregt hätten. Die Erstern blieben ihr treu, und die Letztern schonten sie, öfters zu ihrem eigenen Nachtheil. Giles' böser Genius war aber zu stark für sie, und trotz aller Nachsicht und aller Mühe wurden die Verlegenheiten mit jedem Jahre größer, bis endlich das Geschäft geschlossen werden mußte. Aber selbst jetzt wurden ihre Freunde ihr nicht untreu. Sie mietheten zwei Zimmer für ihren Vater und ihre Kinder, und bemüheten sich, ihr Näharbeit zu verschaffen.

Der gewissenlose Wüstling aber, dessen Moralität mit seinen pecuniairen Verhältnissen immer tiefer gesunken war, vergiftete die Atmosphäre auch dieser bescheidenen Wohnung, und trieb endlich Abel hinaus, so daß der Sohn des Pfarrers sich genöthigt sah, Zuflucht im Armenhause zu suchen, wo er sich seinem Kummer über das Elend seiner Tochter und seine Trennung von ihr hingab.

Dieser letzte Schlag war für Matty der schwerste von allen, aber es war einer, den sie schon längst vorausgesehen, und den sie zu lindern gesucht. Bei einem solchen Gatten und einer so großen Anzahl von Kindern wußte sie, daß sie bald die Hoffnung werde aufgeben müssen, die Stütze und der Trost ihres armen blinden Vaters zu sein, und sie hatte daher frühzeitig daran gedacht, ihm eine Stellvertreterin zu erziehen, wie ihre Mutter gethan. Sie hatte ihr ältestes Kind, welches nach ihr Matty genannt worden, von seiner frühesten Jugend an daran gewöhnt, seinen Großvater zu bedienen, und da das kleine Mädchen ganz das Seitenstück von dem war, was sie in ihrer eigenen Jugend gewesen, so war ihr Unterricht vom besten Erfolge begleitet. Matty die Zweite ward Abels guter Engel, und da die Anhänglichkeit eine wechselseitige war, so brach ihr fast das Herz, als der alte Mann ihrer Pflege entzogen und in das Armenhaus geschickt ward, oder vielmehr als er sich dahin zurückzog, denn seine Tochter suchte bis auf den letz-

ten Augenblick die Trennung zu verhindern. Diese aber war unvermeidlich, denn so lange sie in dem Laden wohnten, hatte Matty, obschon der alte Mann vielerlei erdulden mußte, dennoch, da man noch ein anständiges Dach über dem Kopfe hatte und Giles selten zu Hause war, immer noch einen Bruch zu verhindern gewußt; als sie aber alle auf zwei kleine Zimmer beschränkt waren, ward ihr ferneres Zusammenbleiben unthunlich. Nicht als ob der Mann öfter als früher zu Hause gewesen wäre — aber seine Besuche waren unbestimmt, und wenn er kam, so war sein Benehmen unerträglich.

Abel härmte sich im Armenhause, und die kleine Matty härmte sich außerhalb desselben, aber wie sie zusammengebracht werden könnten, war nicht so leicht zu sehen, bis eine freundliche Nachbarin den Plan anregte, der später so gut gelang.

„Warum kann Abel nicht mit der kleinen Matty die Umgegend besuchen, und eine Drehorgel spielen, wie ich heute einen blinden Mann thun sah?“ fragte Mistreß Jones. „Das Mädchen ist so gewitzt und zuverlässig, daß sie ihn ganz gut führen könnte, und Mr. White ist gesund und stark und gut zu Fuße.“

„Ich weiß doch nicht,“ sagte Mistreß Lintock; „mein Vater ist nicht mehr so kräftig, als er früher war.“

„Allerdings nicht,“ sagte Mistreß Jones, „wie wäre das auch möglich, wenn er von einer Woche zur andern

im Armenhause steckt. Ueberdies sieht man ihm an, daß er sich da noch zu Tode grämen wird, der arme alte Mann, und leider hat er auch Ursache dazu."

Die Mutter konnte sich anfangs durchaus nicht mit dem Gedanken befreunden, die kleine Matty, so vielen Gefahren ausgesetzt, und ohne einen andern Beschützer als einen alten blinden Mann, im Lande herumziehen zu lassen; aber andererseits hatte die Sache auch so viel Empfehlendes, daß sie sich endlich bewogen sah, mit ihrem Vater darüber zu sprechen, und der Eifer, mit dem er sich für die Verwirklichung dieses Projects erklärte, entkräftete bald die dagegen zu machenden Einwürfe. Sie selbst sah auch recht gut ein, daß sie sich nächstens ohnedies von dem Mädchen trennen müßte, welches unter die Leute mußte, um sein Brot zu verdienen und die Gefahren und Schwierigkeiten zu bestehen, mit welchen der Arme überall zu kämpfen hat, denn abgesehen davon, daß die Mutter sie nicht ernähren konnte, war auch die Heimath, die von einem so ausschweifenden Vater verpestet ward, kein Aufenthalt für ein junges Mädchen.

Hierzu kam, daß das Stubensitzen für das Mädchen nothwendig eben so schädlich war, als die Atmosphäre des Armenhauses für Abel, und die übrigen Schwierigkeiten wurden noch bedeutend dadurch erleichtert, daß einige von Mistreß Lintocks früheren Freunden zusammenschossen und dem alten Manne einen kleinen Vorrath von

Zwirn, Schnuren, Nadeln und andern dergleichen Waaren, mit welchen er früher gehandelt, kauften, um damit hausiren gehen zu können. Diese Waaren wurden nett und sauber in einen Korb gepackt, und Matty und ihr Großvater traten in dieser neuen Eigenschaft hinaus in die Welt.

Das Mädchen erfüllte die Erwartungen, die man von ihr gehegt, so gut, daß alle Theile Ursache hatten, sich zu dem Gelingen des Unternehmens Glück zu wünschen. Abel machte es auf diese Weise nicht blos möglich, sein Brot zu verdienen, sondern wenn er seinen alljährlichen Besuch bei seiner Tochter abstattete, hatte er gewöhnlich etwas erspart, womit er sie unterstützen konnte, während der fortwährende Wechsel der Luft, die Bewegung und die Zufriedenheit mit ihrem Geschäft die Reisenden bei besserer Gesundheit erhielten, als sie jemals zuvor gekannt hatten.

Auf diese Weise waren Abel White und seine kleine Begleiterin umher gestrichen, als ein Anfall des bösen Scharlachfiebers sie aus seinen Armen riß und ihm nun die Aufgabe zufiel, so gut als möglich mit seinen blinden Augen den Weg nach seiner Heimath zurückzutasten und seiner unglücklichen Tochter die betrübende Nachricht mitzutheilen.

Drittes Kapitel.

Die Reisenden erreichen das Ziel ihrer Wanderung.

Keine Feder wäre im Stande, Abels Jammer bei dem Tode seiner Enkelin zu schildern! Es vereinigte sich Alles, um ihren Verlust zu einem unermeßlichen zu machen. Es handelte sich hier nicht blos um die unaussprechliche Liebe, die er zu ihr gehegt, und um die bange Erwartung des Kummers ihrer Mutter, sondern auch um seine eigene gänzliche Verlassenheit. Er mußte seinen Weg zurücktasten und, nachdem er auch noch diesen Tropfen Wermuth in den schon zu bittern Kelch seiner Tochter geträufelt, sich wieder in das Armenhaus begeben und hier seine noch übrige Lebenszeit verbringen. Gerade als er von der Last dieser schweren Leiden zu Boden gedrückt war, kam Lilly ihm zu Hilfe, und es war sehr natürlich, daß er sie als ein ganz besonderes Geschenk betrachtete. Auch konnte in der That es wohl kaum zwei Personen

geben, die einander mehr brauchten als diese Beiden, und sie hatten einander gerade zur rechten Zeit getroffen — eine jede war hülflos und verlassen, aber dennoch waren beide fähig, einander unberechenbare Dienste zu leisten.

Als Matty todt war, hatte Abel seinen Korb mitsammt dem Inhalte verkauft, denn er wußte, daß er doch nicht im Stande sein würde, seinen Handel allein fortzuführen, so daß er, was pecuniaire Verhältnisse betraf, verhältnißmäßig reich und recht wohl im Stande war, die Bedürfnisse seiner neuen Begleiterin zu bestreiten, ohne deßwegen sich selbst etwas abbrechen zu müssen.

Niemals war Lilly mit so heiterem Gefühl erwacht, als nach ihrer ersten Nachtruhe in Mrß. Wylies Hause, und es war kein Wunder! Denn ein wie erbärmliches Loos es auch scheinen mag, als Begleiter eines blinden Bettlers in der Welt umherzuwandern, so war es doch gewiß, daß ihre Lage durch diesen Schicksalswechsel unermeßlich gewonnen hatte. Schon das Gefühl der Freiheit an und für sich war viel, und die Entfernung von ihren unfreundlichen Cousinen und dem gefürchteten Lukas war eine wonnige Befreiung aus einer verhaßten Sclaverei, die sie bis jetzt allerdings mit stumpfer Unterwerfung ertragen hatte, weil sie dieselbe nicht verstand, die aber, im Lichte der Freiheit eines einzigen Tages betrachtet, verabscheuungswürdig erschien. Und dann war Abel White so ganz anders als die Geschwister Littenhaus. Der

Sohn des Pfarrers hatte sein adeliges Blut und seine Erziehung nicht vergessen, und überdies war er von Natur ein gutmüthiger, denkender Mann, und der sanfte Ton und die — im Vergleich zu dem, was sie bis jetzt zu hören gewohnt — geglättete Sprache, in welcher er zu ihr redete, schlug wohllautend an ihr Ohr, und berührte ihr Herz sanft und innig, und erweckte die Sympathieen, die in der kalten Atmosphäre, die sie bis jetzt umgeben, im Schlummer der Erstarrung gelegen hatten. Abgesehen hiervon war Lilly für ihn ein Engel — eine von Gott gesendete Hilfe, und mußte daher doppelt hoch gehalten werden, so daß sie aus der Vernachlässigung und Verachtung, der sie bis jetzt unterworfen gewesen, sich mit einem Male in einen Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt und fast ehrerbietiger Rücksicht verwandelt sah.

Dies war gerade das, was ihrer Natur fehlte, und unter der warmen Sonne der Güte entfaltete sie sich mit wunderbarer Schnelligkeit. Es war so erheiternd und ermuthigend, ihre kleinen Dienste mit Dankbarkeit anstatt mit rauhen Scheltworten vergolten zu sehen; sie begann zu fühlen, was es heißt, im süßen Dienste der Liebe leben, und der alte blinde Bettler, der von Stunde zu Stunde in ihrer Zuneigung höher stieg und durch Bemerkungen und Gespräche ihre Bewunderung und durch seine rücksichtsvolle Güte ihre Dankbarkeit erweckte, ward für sie eine Gottheit, wie sie ein ihm vom Himmel gesen-

deter Engel, während die Unterhaltung eines jeden Tages dadurch, daß sie ihn von der körperlichen Knechtschaft und der geistigen Blindheit überzeugte, in welcher sie gehalten worden war, dazu beitrug, sein Gewissen von jeder Unruhe in Bezug auf die Frage zu erleichtern, ob er auch Recht gethan, ihre Flucht zu begünstigen und sie bei sich zu behalten.

So bettelten sie sich von Tag zu Tag weiter; denn obschon Abel nicht ganz ohne Geld war, so waren doch seine Fonds nicht so groß, daß sie die Nothwendigkeit eines Wiederfüllens seiner Börse ausgeschlossen hätten, und er hatte gegenwärtig dazu kein anderes Mittel, als daß er um Almosen bettelte. Dem Schaden jedoch, den die Gewöhnung an ein so müssiges Leben auf Lilly äußern konnte, bemühete er sich durch die Belehrung entgegen zu wirken, die er ihr angedeihen ließ, und auf diese Weise wanderten sie in kurzen Tagereisen weiter, bis sie endlich den südwestlichen Theil Englands erreichten.

Erst als sie sich der Stadt näherten, wo Matty Lintock und ihr Gatte wohnten, begann Abel White die Verlegenheiten, die hier seiner harrten, in ihrem vollen Umfange zu fühlen. Obschon das Andenken an seine kleine Enkelin noch so warm in seinem Herzen lebte wie je, so hatte doch das Interesse, welches Lilly in ihm weckte, und die Zerstreuung, welche ihm die eigenthümlichen Umstände ihres Begegnens verursachten, seine Niederge=

schlagenheit bedeutend vermindert und ihn aus dem Pfuhle der Verzweiflung, in den er fast hinabgesunken wäre, wieder emporgehoben, so daß er die Schwierigkeiten, die ihn erwarteten, nicht in ihrem ganzen Umfange ermessen hatte.

Jetzt aber zeigten sie sich ihm in ihrer vollen Größe. Es handelte sich nicht blos um die schmerzliche Aufgabe, vor seiner Tochter ohne ihr Kind erscheinen zu müssen, sondern auch darum, einen verlassenen Fremdling der verarmten Familie aufzudrängen, der nicht im Stande war, sich selbst zu ernähren.

Der Gedanke, Lilly wieder fortzuschicken, war ihm unerträglich, und dennoch, was sollte er mit ihr anfangen, wenn nicht etwa wieder einige Freunde zusammentraten und ihm einen Korb Waaren kauften? Oder welche andere Aussicht hatte er selbst als das Armenhaus? Allerdings konnte er betteln; aber obschon die Nothwendigkeit ihn mit diesem zeitweiligen Auskunftsmittel ausgesöhnt hatte, so verabscheuete er doch die Erniedrigung seiner selbst, so wie die verderbliche Wirkung, die eine solche Lebensweise auf Lilly äußern mußte, wenn sie länger dabei beharren sollte.

Niedergedrückt von allen diesen Gedanken, ward er allmählig schweigsam und zerstreut, während Lilly, diese Veränderung bemerkend, obschon sie die Ursache nicht gewahrte, schüchtern neben ihm herwanderte, denn sie war

durch ihr früheres Leben so gedemüthigt worden, daß die mindeste Reaction oder die anscheinende Entziehung von Güte ihr neugefaßtes Vertrauen sofort wieder verbannte und sie in ihr früheres Gefühl von Unterwürfigkeit und stummer Duldung zurückschleuderte.

Es war an einem kalten, nassen, unfreundlichen Septemberabend, als die armen Wanderer die Stadt betraten, welche das Ziel ihrer Reise war. Der Wind blies in wilden Stößen durch die Straßen, löschte die Laternen aus, stülpte den Leuten die Regenschirme um, und ließ ihre Hüte durch überfließende Gassen und Pfützen tanzen. Da es noch dazu Sonnabend Abend war, so waren die Straßen besuchter als gewöhnlich, und der armen Blinde und seine unerfahrene Führerin waren eben so allen Leuten im Wege, wie diese ihnen.

Herzlich froh war daher Lilly, als sie endlich in ein Haus hineingingen und Abel langsam und mit schwerem Herzen die Treppe hinauf voranschritt, bis sie das obere Stockwerk erreichten. Hier blieb er stehen, hieß Lilly warten, legte seine Hand auf die Klinke einer Thür rechts, wartete einen Augenblick, wie um Muth für den Auftritt zusammen zu raffen, der ihn erwartete, öffnete und trat ein. Ein einziges düsteres Licht brannte in dem Zimmer, aber es reichte hin, um Martha Lintock zu zeigen, wer es war, und nicht zweifelnd, daß ihre Tochter hinter ihm stehe, sprang sie von ihrem Sitze auf,

eilte ihm entgegen und rief: „O Vater! O Matty!“ und ehe er sie hindern konnte, hatte sie die erstaunte Lilly in ihre Arme genommen und in das Zimmer hineingezogen. Abel begriff ihren Irrthum, obschon er ihn nicht sah.

„Das ist ja nicht Matty!“ rief sie, sobald das Licht auf Lilly's Gesicht fiel. „Wer ist denn das, Vater? Wo ist Matty? O Vater, ist Matty etwas zugestoßen?“ setzte sie ängstlich hinzu, als sie sah, daß der alte Mann mit dem Stock in seiner zitternden Hand dastand und nicht sprechen konnte. „Ist Matty todt, Vater? Und hast Du eine Fremde an ihrer Statt mitgebracht?“ sagte sie und stieß Lilly von sich.

„Matty ist im Himmel!“ sagte Abel mit bebender Lippe und Stimme, „der Herr hat sie uns genommen!“

„O, Matty! Matty! rief die Mutter, indem sie auf einen Stuhl sank und ihr Gesicht mit der Schürze bedeckte. „O Matty, mein Kind!“

„Es war Gottes Wille,“ sagte Abel. „Du weißt, Martha, ich hätte mein Leben für das ihrige hingegeben, und würde Gott gepriesen haben, wenn er den Tausch angenommen hätte.“

„Aber wo starb sie denn? woran starb sie denn?“ fragte Mistreß Lintock, als ihre Thränen ihr einigermaßen das Herz erleichtert hatten. „Ein Mädchen wie meine Matty, so gesund und so stark!“

„Sie starb am Scharlachfieber," sagte Abel, „beinahe dreihundert Meilen von hier."

„Dreihundert Meilen!" rief Mistreß Lintock, deren Gedanken für den Augenblick wenigstens eine ganz andere Richtung nahmen. „Wie bist Du denn da zurecht gekommen?"

„Anfangs freilich nicht gut," sagte Abel, „bis Gott mir Hilfe sendete."

„Was für Hilfe denn?" fragte seine Tochter, und betrachtete jetzt erst das fremde Mädchen mit einiger Theilnahme.

„Dieses Kind," sagte Abel, indem er seine Hand auf Lilly's Kopf legte, denn erschrocken über den ersten Ausbruch des Schmerzes der Mutter und bedrückt von dem Bewußtsein, daß sie hier ein Eindringling sei, hatte sie sich dicht an ihn gedrängt, um bei ihm Schutz zu suchen, „dieses Kind, Martha," sagte er. „Ich hatte meinen Stock verloren, und der Hund war lahm und konnte mich nicht führen, und ich stand auf der Mitte der Heerstraße, blind, hilflos und allein. Aber Gott sah mein Elend — und schickte mir dieses Kind, damit es mein Führer sei."

„Und sie hat Euch diesen ganzen Weg geführt? — diese ganzen dreihundert Meilen?" fragte Mistreß Lintock erstaunt.

„Wenigstens über zweihundert und fünfzig," sagte er.

„Setz' Dich nieder," sagte Martha, indem sie Lilly einen Stuhl zeigte, während die Thränen immer noch ihre Wange herabrannen. „Vater, Du stehst auch noch — vergieb mir, Du weißt aber, wie sehr ich Matty liebte!"

„Jedermann liebte sie," sagte Abel, als seine Tochter ihm einen Stuhl reichte; „auf der ganzen Straße war kein Haus, in dem wir einkehrten, wo die Wirthin nicht Matty gern gehabt hätte. Was macht denn Lizzy und die Jungen?"

„Lizzy liegt im Bett; sie hat ein Schnupfenfieber, und die Knaben sind noch nicht zu Hause," antwortete Mistreß Lintock immer noch schluchzend, denn die Erinnerung an ihr Lieblingskind verdrängte fast alle andere Gedanken.

„Und Giles?" fragte Abel.

„Ich habe ihn seit zehn Tagen nicht gesehen," war die Antwort. „Aber Du wirst hungrig sein, Vater?"

„Nein," antwortete Abel, indem er seine Tasche ausleerte, in welcher sich noch vier oder fünf Schillinge befanden. „Ich bin nicht hungrig;" denn der Schmerz dieses traurigen Wiedersehens hatte den Hunger verscheucht; „aber die arme Lilly hat seit heute früh nichts gegessen. Hier ist Geld, hole etwas."

„Ich werde gleich gehen und etwas schaffen," sagte Martha, indem sie das Zimmer verließ.

Abel saß da und ließ seine Stirn auf seinen Händen ruhen, die er über seinen Stock gefaltet; Pipes lag lag ausgestreckt, mit dem Kopfe zwischen den Vorderpfoten, neben seinem Herrn und sein Aussehen verrieth mehr Erwartung als Ruhe, denn sein Instinkt sagte ihm, daß es diesem Empfange an Harmonie fehle, weßhalb er auch nicht gewiß war, ob sie wirklich das Ende ihrer Tagereise erreicht hätten, während Lilly, von demselben Gefühle beseelt, zweifelnd und schüchtern auf dem Rande des Stuhles saß, als ob sie bereit wäre, auf den ersten Wink wieder aufzustehen und das Haus zu räumen. Sogar ihr Athem war so leise und gedrückt, daß selbst Abels durch den Mangel des Gesichtssinns geschärftes Ohr nicht entdecken konnte, ob sie im Zimmer sei. Er fürchtete deßhalb, Martha's Ueberraschung und Gemüthsbewegung so wie das Gefühl ihrer eigenen Fremdheit habe sie wieder hinweggescheucht.

„Lilly," sagte er.

„Ja, Vater," antwortete Lilly, denn er hatte sie gelehrt, ihn so zu nennen.

„Fürchte Dich nicht, mein Kind; die arme Martha ist so außer sich."

„Gehen wir morgen wieder fort?" fragte Lilly, denn sie fürchtete schon einen Schicksalswechsel, und sehnte sich nach ihrem in der letzten Zeit so glücklichen Leben zurück.

„Morgen noch nicht," antwortete Abel, selbst voll Besorgniß vor der Zukunft.

„Aber wohl bald, Vater? Werden wir bald wieder fortgehen?"

„Ich hoffe es," sagte Abel; „aber wir müssen auf Gott vertrauen, Lilly, und geduldig sein."

Der Glaube der armen Lilly aber lag noch in der Wiege. Sie wußte von Gott nichts als den Namen, ehe sie Abel kennen lernte, und obschon er seitdem keine Gelegenheit versäumt hatte, ihre Unwissenheit aufzuklären, so war er doch nicht im Stande gewesen, in ihr ein lebendiges Gefühl des Vertrauens auf den Unsichtbaren zu erwecken. Lilly sah um sich herum weiter nichts als die materielle Welt, und hatte keine Ahnung von den luftigen Geistern, welche uns durch diese Labyrinthe führen. Ihr Zusammentreffen mit Abel, welches er in seinem kindlichen Glauben als ein besonderes Einschreiten der Vorsehung betrachtete, erschien ihr einfach als die Folge davon, daß sie sich auf die Schwelle des Hauses gesetzt, in dem er wohnte. Kurz, Lilly war bis jetzt noch nicht dahin gelangt, einzusehen, daß es eine Gottheit giebt, welche unsere endlichen Geschicke lenkt, wenn auch der erste Anstoß dazu von uns selbst auszugehen scheint. Der Muth entsank ihr daher, und zum ersten Male seitdem sie Abels anerkannte Begleiterin war, fühlte sie sich

sehr unglücklich, so unglücklich, daß sie, obschon sie seit mehreren Stunden nichts genossen, nicht essen konnte, und aus diesem Grunde entsprang der erste kleine Hoffnungsstrahl, seitdem sie Martha Lintock's Haus betreten. Die gute mütterliche Martha ward bekümmert, als sie sah, daß keiner ihrer Gäste etwas von den Speisen genoß, die sie gekauft, und indem sie darüber ihr eigenes Herzeleid zu vergessen begann, versuchte sie, sie aufzuheitern und die Wirkung ihres schmerzlichen Empfanges wieder zu verwischen. Sie fragte sie über ihre Reise aus, und bemühete sich, indem sie sich hauptsächlich an Lilly wendete — denn freundlich gegen Lilly sein, war zugleich die größte Freundlichkeit gegen Abel — ihr Vertrauen einzuflößen, was ihr auch in gewissem Grade gelang, denn Lilly war für äußere Einflüsse sehr empfänglich. Sie hatte sich leicht unterdrücken lassen, und sich ohne Widerstand in den Druck gefügt, der ihren Geist gefangen gehalten; eben so leicht aber war sie auch durch Güte zu gewinnen, und geneigt, im Sonnenscheine der Gegenwart die Stürme der Vergangenheit zu vergessen.

Es war ziemlich spät, als Mistreß Lintock's Knaben nach Hause kamen — zwei wilde Jungen von zehn und eilf Jahren, die einige kleine Arbeiten bei Freunden ihrer Mutter verrichteten, aber, wie man fürchtete, zu viel

von dem Blute ihres Vaters in sich hatten, als daß sie zu großen Hoffnungen hätten berechtigen können. Sie und der Großvater schliefen in dem einen Zimmer, während Lilly das andere mit Martha und ihrer kleinen kranken Tochter theilte.

Viertes Kapitel.

Lilly erwirbt sich Freunde.

Den nächstfolgenden Morgen nahm Abel, da Sonntag war, während Martha zu Hause blieb, um ihr krankes Kind zu warten, Lilly und die beiden Knaben mit in die Kathedrale. Die Letzteren zogen es indessen vor, sich draußen vor der Kirche zu amüsiren, Lilly aber und der alte Mann gingen hinein und fanden auf einer zum Gebrauch der Armen bestimmten Bank Platz. Hier lernte Lilly zum ersten Male die Wirkungen der Musik kennen. Die erhabene Großartigkeit des Innern des Gotteshauses machte ebenfalls einen gewaltigen Eindruck auf sie, und der Gesang der Choristen in ihren weißen Gewändern und der laute, mächtige Ton der Orgel erfüllte sie mit einem seltsamen Gefühle von Scheu und Erstaunen. Sie war, bis sie in Abels Gesellschaft gekommen, niemals in einer Kirche gewesen, seit dieser Zeit aber in mehreren,

denn er besuchte jede und war bereit, mit allen Menschen zu beten; aber weder die gemessene Haltung des Gottesdienstes in der herrschenden Staatskirche, noch der mehr zu dem Verstande sprechende Cultus der Dissenterkirchen hatte je Lilly's Verstand durchdrungen, oder ihr Herz gerührt. Sie war dort ein ungerührter Zuschauer eines Drama's, welches sie nicht begriff und welches daher für sie keine Bedeutung hatte. Jetzt aber erweckten der hohe Dom, die matt erleuchteten Gänge und die von jenen jungen Stimmen zum Himmel emporgesendeten Gebete ihre Phantasie, und als sie den Prediger unter dem Vortritt des Küsters langsam den Gang herauf nach dem Altare gehen sah, fühlte sie sich von einer unbestimmten Ehrfurcht vor — sie wußte nicht was — ergriffen, von einem unklaren Bewußtsein, daß es noch Etwas außer und über dieser Welt gebe, und einer dunkeln Ahnung von dem Zwecke und der Bedeutung dieses feierlichen Gottesdienstes.

Bei dieser Kathedrale war Abels Vater früher in untergeordneter Eigenschaft angestellt gewesen, und der Blinde hatte als Knabe sich mit jedem Winkel des Gebäudes und mit jedem Monument, welches es enthielt, genau bekannt gemacht. Dort in dem nördlichen Kreuzgange ruheten die Ahnen des blinden Bettlers, und er zeigte Lilly das Grabmal Ruperts de Witte mit seinem ritterlichen Wappenschilde und den flachen Stein,

welcher die Ueberreste von Magery White, Abels Urgroßmutter, deckte.

Lilly war diesen Tag sehr schweigsam und wünschte sehr, daß der nächste Tag wieder Sonntag wäre, damit sie wieder die Musik hören und die langen düsteren Gänge sehen könnte.

Mittlerweile waren die Gedanken des armen Abel mit der sehr wichtigen Frage beschäftigt, wie er das Armenhaus umgehen und wie er subsistiren könne, ohne sich von Lilly zu trennen. Bei seiner Tochter konnte er nicht bleiben, sobald er und sein Schützling nicht Etwas verdienten, und selbst dann wäre es nicht thunlich gewesen, wenn Giles Lintock nach Hause kam, was jeden Tag geschehen konnte. Sein Lieblingsproject war, wieder mit einem wohlgefüllten Korbe voll Schnure und Zwirn seine Reisen anzutreten; aber wo sollte er einen solchen Waarenvorrath herbekommen? Den ganzen Nachmittag saß Abel da und zersann sich den Kopf nach einem Auskunftsmittel, welches ihn in den Stand setzte, seine frühere Lebensweise wieder zu beginnen. Schweigsam und in Gedanken versunken, mit der Stirn auf dem Stocke ruhend, wie er gewöhnlich zu sitzen pflegte, wenn er niedergeschlagen war oder über Etwas brütete, vergaß er Lilly, oder schien sie wenigstens zu vergessen, während er doch hauptsächlich an sie dachte, während sie, mit ihrem Gefühle des Fremdseins und der Schüchternheit

sich in sich selbst zurückziehend, sich mit einem Male und ganz unerwartet aus der freien Luft und dem ungebundenen Leben, welches ihr so sehr zugesagt, in ein dunkles dumpfes Zimmer versetzt sah, dessen Atmosphäre schon von Kummer erfüllt zu sein schien. Anstatt des ungezwungenen Vertrauens und der zärtlichen Aufsicht, welche während ihrer Reise sie allmählig aus einer stumpfen Leibeigenen in ein selbstdenkendes menschliches Wesen mit Bewußtsein und Neigungen verwandelt hatten, fühlte sie sich jetzt als eine Last und ein Eindringling — ein vernachlässigter Fremdling in einer unglücklichen Familie, die selbst mit zu vielen Mängeln und Leiden zu kämpfen hatte, als daß ihr Sympathie für fremden Kummer hätte übrig bleiben können. Sie saß daher in einem Winkel zusammengeduckt, um ja Niemandem mit ihrer Existenz lästig zu fallen, während Abel in seine Gedanken versunken saß und Martha sich mit der Abwartung ihres kranken Kindes beschäftigte.

Auf diese Weise verging der Sonntag, und Lilly ging außerordentlich unglücklich zu Bette; der Kummer der Kindheit — und Lilly war, obschon ziemlich sechzehn Jahre alt, immer noch ein pures Kind — verbannte den Schlaf nicht. Sie schlief daher fest, ohne zu bemerken, daß Martha die ganze Nacht bei Lizzy wachte, deren Krankheit sich plötzlich verschlimmert hatte. Als sie die Augen aufschlug, sah sie, wie das Kind sich mit dunkel-

glühenden Wangen auf dem Bette herumwarf und die arme Mutter, bleich und erschöpft von ihrem Nachtwachen und mit einem Tuch um Hals und Kopf gebunden, als ob sie an Kälte litte, daneben knieete.

Lilly stand auf und kleidete sich schweigend an, und während sie dies that, fragte Mistreß Lintock sie, ob sie glaube, in dem Nebenzimmer Feuer anzünden und Wasser zum Kochen des Frühstücks ansetzen zu können. Lilly sagte, das könne sie, und machte sich sogleich an's Werk, mit der Schnelligkeit, zu welcher sie der Wunsch trieb, Etwas zu thun, was ihre Stellung in der Familie weniger unbehaglich machte, und mit der Geschicklichkeit, die sie sich durch lange Uebung angeeignet. Das Feuer ward angezündet, das Wasser kochte und das bescheidene Frühstück war fertig, ehe Mistreß Lintock es sich versah, in deren Augen Lilly sich bis jetzt wenig besser, denn als das dumme kleine Mädchen, welches sie früher war, gezeigt. Sobald ihr aber einmal eine Arbeit angewiesen war, und als sie sah, daß sie es recht machte und nützlich sein konnte, fuhr sie fort, sich zu rühren, räumte die Stube auf, kochte das Essen für die Knaben und bereitete Gerstenwasser für das kranke Kind, und da Martha ihr für Alles, was sie that, freundlich dankte, so ward sie mit jeder Stunde fähiger und gewöhnte sich wieder an ihren frühern Fleiß, der in Folge ihrer in

der letzten Zeit erworbenen Intelligenz um so bessere Früchte trug.

So verging der zweite Tag, und am dritten waren ihre Dienste noch nöthiger. Denn Martha war ebenfalls sehr krank, und nicht im Stande, aufzustehen, so daß Lilly die ganze Hausarbeit zu verrichten und obendrein das kranke Kind abzuwarten hatte. Je mehr sie aber zu thun hatte, desto glücklicher war sie. Alle Schüchternheit und Verlegenheit verschwand, und damit auch die Dummheit. Sie war jetzt eine freie und freiwillige Arbeiterin. Martha sagte: „Sie wüßte nicht, was sie hätte anfangen sollen, wenn sie Lilly nicht gehabt hätte, und sie glaube, Gott habe sie ihr geschickt, um ihnen in ihrer Noth beizustehen," und Abel nickte bedeutsam mit dem Kopfe, um dadurch zu verstehen zu geben, daß er daran gar nicht zweifle. Auch des Nachts konnte sie aufbleiben, wie dies der eingetretene Zustand der Kranken erheischte, denn in der letzten Zeit hatte sie immer ausschlafen können, anstatt über ihre Kräfte arbeiten zu müssen, wie in dem Schwarzen Jäger. Und dann war auch ihr Herz bei ihrer Arbeit, denn es war Abels Kind und Enkelin, welches sie pflegte, und sehr leicht lernen wir die Personen, denen wir dienen, lieben, wenn unsere Dienste dankbar angenommen werden.

Mittlerweile aber begann der Mangel sich zur Thür hereinzustehlen. Die Näharbeit der armen Martha blieb

unbeendet liegen, und obschon Lilly, wenn sie Zeit hatte, manchmal einige Stiche daran machte, so kam sie doch damit nicht weit. Ueberhaupt war sie in dieser Arbeit nicht sehr gewandt, weil sie immer anders zu thun gehabt. Abel, dem die Noth seiner Tochter sehr zu Herzen ging, wollte mit Pipes ausgehen, um zu betteln, aber sie bat ihn, es nicht in einer Stadt zu thun, wo sie früher als angesehene Leute gelebt. Da er auf diese Weise sah, daß er nur eine nutzlose Last war, so nahm er wiederum Zuflucht im Armenhause. Die Familie erhielt eine kleine Unterstützung aus der öffentlichen Armenkasse, die aber nicht hinreichte, ihre Bedürfnisse zu bestreiten, während andere Freunde, die ihnen früher beigestanden, sich in der letzten Zeit zurückgezogen hatten, nicht etwa, weil Martha sich dieses Beistandes unwürdig gemacht hätte, sondern weil man meinte, es nütze nichts, sie zu unterstützen, so lange Giles alle Anstrengungen ihres Fleißes vereitelte, denn das Geld, welches man ihr zu verdienen gab, verschwendete er. Ueberdies wird die Welt auch der Menschen welche fortwährend unglücklich sind, leicht müde; wenn sie sieht, daß einige wenige Anstrengungen nicht hinreichen, einen armen Unglücklichen aus dem Moraste des Elends herauszuziehen, so verliert sie die Geduld und läßt ihn vollends untergehen. Groß war daher die Noth dieser armen Familie, in welcher

Lilly ein Obdach gefunden, und gerade als es am schlimmsten stand, kam Giles Lintock nach Hause.

Giles hatte seine Gattin so schlecht behandelt, daß er sie jetzt tödtlich haßte und niemals nach Hause kam, als wenn ihm die Mittel zum Leben ausgingen und er es in seinem Interesse fand, ihr das Wenige, was sie besaß, abzupressen. Da er gegenwärtig an großem Geldmangel litt, so war er mit der Absicht zurückgekehrt, Alles, was er in die Hände bekommen könnte, zu veräußern; aber die Krankheit seiner Gattin und seines Kindes vereitelte diesen Plan. Sie hatte schon selbst Alles verpfändet, was sie entbehren konnte, und wenn er ihr jetzt hätte das Bett unter dem Leibe wegnehmen wollen, so hätte ihn wahrscheinlich das Volk auf der Gasse gesteinigt oder die Behörde hätte sich eingemischt. Er mäßigte sich daher; da er aber nirgends anders hin gehen konnte, blieb er zu Hause und zehrte Tische und Stühle auf und was er sonst in Geld verwandeln konnte, bis auf den silbernen Fingerhut seiner Frau und die Leinwand, die ihr von ihren Arbeitgebern anvertraut worden.

Endlich, als die Sachen so schlimm standen, daß sie nicht schlimmer werden konnten, begannen sie sich ein wenig zu bessern. Der Arzt, welcher die Kranken behandelte, interessirte seine Gattin und einige andere Damen zu ihren Gunsten, und nachdem das Fieber, an welchem Beide litten, seinen Höhepunkt erreicht hatte, begann

es nachzulassen. Giles, der es überdies müde war, immer zu Hause zu bleiben, und sah, daß er nichts erschnappen konnte, da die kleine Unterstützung, welche Martha erhielt, so gespendet ward, daß er sich des Geldes nicht bemächtigen konnte, befreite sie von seiner Gegenwart, was schon an und für sich ein großer Gewinn war.

Man kann sich leicht denken, daß Martha Lintock mittlerweile von Lilly eine ganz andere Ansicht gewonnen hatte als vor ihrer Krankheit. Die verlassene kleine Fremde war ihr in ihrer großen Noth eine schätzbare und wirksame Hilfe gewesen, und sie wußte dies gegen Alle zu rühmen, die es hören wollten. Die Folgen davon waren, daß die Damen der Stadt sich für Lilly zu interessiren begannen, und eine derselben erbot sich, sie als Kindermädchen gegen einen jährlichen Lohn von sechs Pfund in ihren Dienst zu nehmen. Auf Mistreß Lintock's Rath nahm sie dieses Anerbieten an, und nach einiger Zeit, so lange man es zur Beseitigung der Ansteckungsmöglichkeit nöthig hielt, ward sie in ihren neuen Wirkungskreis eingewiesen, wo wir sie vor der Hand lassen wollen, um nun zunächst die Wirkungen zu erfahren, welche ihr geheimnißvolles Verschwinden auf die Personen äußerte, die sie zurückgelassen.

Mistreß Hobbs hatte Lilly zum Ausgehen beredet, theils aus Gutmüthigkeit, weil sie ihre Einsperrung für grausam und unbillig hielt, und theils, um während ihrer

„großen Wäsche“ ihr eigenes lästiges Kind unter guter Aufsicht auf einige Stunden los zu werden. Da Ordnung und Regelmäßigkeit gerade nicht die hervorstechendsten Züge der Familie Hobbs waren, so erregte der Umstand, daß Sarah nicht zum Mittagsessen nach Hause kam, in der Brust ihrer Mutter weder Verwunderung noch Mißfallen, und erst Nachmittags begann sie einige Unruhe über die noch immer andauernde Abwesenheit des Kindes zu äußern und ging dann und wann zwischen ihrer Arbeit an die Thür und sah die Straße hinauf und hinab, in der Hoffnung, Sarah kommen zu sehen. Als der Abend heran kam, ward ihre Unruhe immer größer, sie lief häufiger nach der Thür und fragte die Nachbarn und alle Vorübergehenden, die sie kannte, ob sie das Mädchen gesehen hätten. Da Niemand Auskunft zu geben vermochte, so stieg ihre Besorgniß so hoch, daß sie endlich die Waschwanne verließ und sich auf den Weg machte, um ihren Liebling zu suchen. Mittlerweile aber hatten die Kinder, die am Morgen mit Sarah gespielt, sich nach Hause begeben und Miß Hobbs war eine zu kleine und unwichtige Person, um die Aufmerksamkeit des Publikums im Allgemeinen auf sich zu ziehen. Nachdem Mistreß Hobbs daher eine Stunde lang gesucht, ohne etwas mehr von ihrer Tochter erfahren zu haben, als daß der oder jener Bekannte sie da oder dort gesehen haben wollte, ging sie langsam wieder nach Hause, als sie

plötzlich an der Ecke einer Straße Sarah erblickte, welche mit zerrissenem Hute und sehr schmutzigem Gesichte da stand und weinte, wie eine Niobe.

„Na, Du ungezogenes Ding, Du!" rief die Mutter, die, weil sie viel Angst ausgestanden, nun natürlich sehr zornig war; „wo zum Geier hast Du denn gesteckt? Du hast wohl nicht Zeit, nach Hause zu kommen, daß ich die Arbeit liegen lassen und nach Dir herum-rennen muß! Wo ist denn das Mädchen, das mit Dir ging?"

„Die ist fortgelaufen und hat mich stehen lassen!" schluchzte Sarah, indem sie sich mit ihren schmutzigen Fingern die Augen rieb.

„Sie wäre fortgelaufen? wann denn?" fragte Mistreß Hobbs, deren Zorn sofort bereit war, sich nach einer Richtung zu wenden.

„Heute Morgen," schluchzte Sarah.

„Und wo ist sie denn hin?" fragte Mistreß Hobbs wieder.

„Ich weiß es nicht," schluchzte Sarah.

„Du weißt es nicht? Hat sie Dir denn nicht gesagt, wo sie hingehen wollte?"

„Nein, sie ging fort und sagte weiter nichts," schluchzte Sarah mit einem neuen Ausbruche des Kummers oder vielmehr der Wuth, denn erstens war sie müde und hungrig, und zweitens war sie von einigen Kindern, die größer waren, als sie, durchgeprügelt worden, welche

Katastrophe das Amusement dieses Tages beendet und sie bewogen hatte, sich auf den Heimweg zu machen, weßhalb sie sehr geneigt war, die ganze Schuld von den erfahrenen Unannehmlichkeiten auf ihre abwesende Begleiterin zu wälzen. Was Lilly's bösliche Flucht betraf, so war diese eine Thatsache, die sie für ausgemacht annahm, ohne weiter die historische Genauigkeit derselben zu untersuchen. Sie hatte sie in Wirklichkeit gar nicht gesucht, und überhaupt nicht eher an sie gedacht, als bis sie ihrer Hilfe gegen ihre Feinde bedurfte. Sie kam nicht und Miß Hobbs fühlte sich natürlich außerordentlich vernachlässigt. Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß Mistreß Hobbs ganz der Meinung ihrer Tochter beitrat, und während sie dieselbe bedauernd nach Hause geleitete, verfehlte sie nicht, weidlich über Lilly's Vergehen zu schimpfen und sich selbst Vorwürfe zu machen, daß sie ihr Kind mit einer so „abgeschmackten, dummen Dirne“ habe ausgehen lassen.

Als Sarah indessen wieder sicher untergebracht und ihre Betrübniß mit Hilfe eines guten Abendessens gehoben war, begann Mistreß Hobbs ein wenig ernsthafter über Lilly's Abwesenheit nachzudenken und, wie sie sich deßhalb bei Charlotte Littenhaus rechtfertigen sollte. Sie konnte sich überhaupt die ganze Sache nicht erklären. Daß ein Mädchen von Lilly's Alter, die „eine Zunge im Munde hatte,“ wie sie sagte, sich in einer Stadt wie Hotham

verirren könne, erschien ihr ganz unglaublich, und eben so wenig konnte sie nach dem, was sie gesehen, auf die Vermuthung kommen, daß sie selbst die Absicht gehabt habe, nicht wieder nach Hause zurückzukehren. Das Wahrscheinlichste war, daß sie irgend einen Bekannten getroffen, oder von Jemand irgendwohin gelockt worden sei und den nächsten Tag schon wieder zum Vorschein kommen werde.

„Na, wenn sie nur wieder kommt, ehe Miß Littenhaus wieder da ist, so hat es weiter nichts zu sagen!“ war ihr letzter Gedanke diesen Abend, indem sie die Augen zum Einschlafen schloß.

Lilly aber kam nicht, und Mistreß Hobbs' Entrüstung stand natürlich im Verhältnisse zu ihrem Bewußtsein, daß sie selbst die Ursache des ganzen Unglücks war, und zu ihrer Furcht, was wohl werden würde, wenn Charlotte wieder käme, was aber erst nach Verlauf von fast einer Woche geschah. Mistreß Hobbs hatte, wie wir nicht unerwähnt lassen dürfen, kein Mittel, das ihr zu Gebote stand, unversucht gelassen, um Lilly in der Zwischenzeit aufzufinden, wiewohl ohne allen Erfolg.

Es möchte nicht leicht sein, Charlottens Entsetzen und Erstaunen zu beschreiben, als sie fand, daß der Vogel ausgeflogen war. Mistreß Hobbs trug natürlich, dem Instinkte der Selbsterhaltung Rechnung tragend, Sorge, sich nicht selbst anzuklagen, und stellte die Sache so dar,

als ob Lilly aus eigenem Antriebe das Haus verlassen hätte.

„Sie wissen, Miß Charlotte, junge Leute lassen sich nicht belehren, und übrigens kam es mir auch nicht zu, ihr das Ausgehen zu verbieten, da Sie mir keinen Auftrag gegeben hatten. Als sie fort waren, ging sie auch fort, und so dumm ist sie nicht, daß sie nicht den Rückweg hätte finden sollen, wenn sie sonst gewollt hätte."

Dabei nickte Mistreß Hobbs bedeutungsvoll mit dem Kopfe und überließ es der zornigen Charlotte, von der Sache zu denken, was sie wollte.

Fünftes Kapitel.

Anzeichen von Gefahr.

Noch weit unwilliger als Charlotte war jedoch Lukas, der sofort, nachdem er die unerwartete Nachricht von Lilly's Verschwinden erhalten, im Zustande äußerster Bestürzung und unterdrückter Wuth zur Stelle kam, denn Lukas wußte seine Leidenschaft stets im Zaume zu halten, wenn er es räthlich fand, dies zu thun. Der Schreck, den ihm Lilly's Verschwinden verursachte, und die Wichtigkeit, die er auf ihre Wiedererlangung legte, waren größer, als es klug gewesen wäre, sich merken zu lassen. Sie war gerade in dem Augenblicke verschwunden, wo er angefangen hatte, ihren Werth kennen zu lernen und ihre Macht zu fürchten, und eben aus dem Umstande ihres Fortgehens — denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie es absichtlich gethan — zog er den Schluß, daß sie, wenn auch nicht das Erstere, doch das Letztere wisse —

auf jeden Fall wußte sie zu viel und konnte ihre Kenntniß früher oder später zu seinem Verderben gebrauchen.

Der Grund, welcher Lukas zu dem plötzlichen Entschlusse bewog, die verachtete und vernachlässigte Lilly zu heirathen, war ein sehr complicirter. Sein Zweck war einerseits Reichthum und Wohlstand und andererseits Sicherheit. Jacobs letzte Worte, welche unbeachtet an dem stumpfen Ohre des kleinen Mädchens vorübergegangen, waren nicht ohne ihre Bedeutung; aber erst als Charlotte das Gespräch der beiden Offiziere, welche sie bei Tische bediente, gehört hatte, wußten die Geschwister, wer Lilly eigentlich war.

Die Brüder und ihr Vater hatten sie am Bord eines Wracks gefunden, welchem sie auf einer ihrer nächtlichen Expeditionen begegnet waren und das sie ausgeplündert hatten. Das Mädchen hatte sich in Gesellschaft eines Herrn befunden, welcher ihnen sagte, die übrige Mannschaft und die Passagiere hätten sich in den Booten zu retten gesucht; er aber habe sich geweigert, sie zu begleiten, weil er überzeugt sei, daß sie das Ufer nicht erreichen würden — eine Ueberzeugung, die sich in der That bestätigte. Um des Geldes und der Kostbarkeiten willen, welche dieser Fremde bei sich hatte, nahmen sie ihm das Leben, trotz des Abredens des alten Jacob Littenhaus, welcher, obschon ein Schmuggler und Räubereien nicht abgeneigt, dennoch nutzloses Blutvergießen nicht gern sah.

Seine Söhne und deren Kameraden jedoch behaupteten, ihre eigene Sicherheit verlange dieses Opfer; wenigstens hätten sie keine Alternative weiter gehabt, als auf die Beute zu verzichten, wovon natürlich bei ihnen keine Rede sein konnte. Sie wollten sogar das Kind ebenfalls ermorden, aber hier setzte Jacob seinen Willen durch, und das Mädchen blieb am Leben und ward in dem Glauben erzogen, sie sei eine Verwandte der Familie.

Trotz der Vorsicht aber, die man gebraucht hatte, um aller Entdeckung vorzubeugen, als es heraus kam, daß das Wrack heimgesucht und geplündert worden war, fiel doch einiger Verdacht auf die Familie Littenhaus, und dieser Umstand war es eben, welcher sie zuletzt bestimmte, jene Gegend zu verlassen. Sie wurden zu genau beobachtet und dadurch in ihrem Gewerbe beengt, und in dem einsamen Gasthause an der Küste von Sussex fanden sie gerade das, was sie wünschten — einen öden, dünn bevölkerten Strand und ein Haus, in welchem früher einmal ein blühendes Geschäft betrieben worden, welches aber durch die Anlegung einer neuen Straße und durch die plötzliche Erhebung eines Fischerdorfes zu einem Badeorte ruinirt worden war.

Das Leben der Familie Littenhaus war ein merkwürdiges Beispiel, nicht blos von jener sittlichen Verkehrtheit, welche die Menschen bewegt, dem Unrechte den Vorzug vor dem Rechte zu geben, sondern auch von dem

nicht seltenen Irrthume, der sie bestimmt, ein Leben fortwährender Selbstverleugnung zu führen, um Etwas zu erwerben, was sie doch niemals genießen können.

Ihr gesetzwidriges Treiben nöthigte sie zu einer abgeschlossenen, eintönigen Lebensweise, und ihr Gewinn war dabei doch nicht ausreichend, um die Hoffnung zu rechtfertigen, daß sie das mit so vielen Gefahren erworbene Geld dereinst in Frieden und Freuden verthun könnten. Die Stellung der beiden Schwestern war ganz besonders unangenehm, denn sie hatten nicht einmal die Erregung, welche das Leben der Brüder würzte. „Sechs langweilige Tage, in welchen sie dann und wann einen Gast zu bedienen hatten, und am siebenten ein Besuch in der Kirche, die sie weit über ihren Stand geputzt besuchten" — dies war das immer wiederkehrende Einerlei ihres freudelosen Daseins. Die Augen der Landleute durch ihre schönen Seiden- und Spitzenkleider in Erstaunen zu setzen und die Vorräthe, die in dieser Beziehung ihre Kommoden und Schränke enthielten, zu besichtigen, schien ihr einziges Vergnügen zu sein, mit Ausnahme der gelegentlichen Besuche bei Miß Grosset, der Kleidermacherin, und einigen andern Bekannten in Hotham.

Die verblendeten Menschen besitzen aber eine so seltsame Liebe zu dem Gelde um seiner selbst willen, daß sehr häufig Diejenigen, die am allerwenigsten im Stande sind, dadurch Gebrauch davon zu machen, daß sie für

sich oder irgend Jemand anders Vergnügen erkaufen, nicht um so weniger begierig darnach sind, entweder, um es in eisernen Kisten unter Schloß und Riegel zu legen oder es auf unerquickliche Weise zu verthun. So war es auch mit diesen Leuten, ganz besonders mit Lukas, der mit einem gänzlichen Mangel an Moralität den größten Egoismus und einen eisernen Willen verband. Er war der Dämon der Familie, tyrannisirte seinen kranken Vater, so lange derselbe lebte, und beherrschte, seit dessen Tode, obschon er der jüngste Sohn war, eben so die anderen Mitglieder der Familie, und benutzte die Eitelkeit der Schwestern und die Schwäche des Bruders, um stets seinen Willen durchzusetzen und seinen Zweck zu erreichen, der aber, im Grunde genommen, von der Art war, daß ein vernünftigeres menschliches Wesen ihn nur als Mittel zum Zweck betrachtet haben würde, denn einen Zweck, was man eigentlich darunter versteht, hatte er nicht — nicht einmal den Genuß des Augenblickes, denn er fröhnte keinem Vergnügen und suchte keine Erholung, eben so wie er auch sonst keine Endabsichten hatte.

Der erste Schimmer einer solchen zeigte sich in dem Heirathsprojecte mit Lilly; aber selbst dieses würde sich zuletzt in den Wunsch aufgelös't haben, eine große Summe Geldes in die Hände zu bekommen, denn er hatte keinen Begriff von den Genüssen einer höheren Lebensstellung und fand auch keinen Geschmack daran.

Sein zweiter Beweggrund war, wie wir schon angedeutet haben, seine eigene Sicherheit dadurch herbeizuführen, daß er Lilly in seine Gewalt bekam. Die Umstände in Verbindung mit Bill's Tode, Winny's Besuch und der Leinwandlappen hatten ihn zu dem Schlusse bewogen, daß sie mehr beobachte und nachdenke, als sie geglaubt hatten, und daß sie mehr wisse, als mit seiner Sicherheit verträglich sei.

Ein Trauring war jedoch wahrscheinlich nicht das Werkzeug, welches er gewählt haben würde, um sie zum Schweigen zu bringen, wenn nicht durch jene beiden Offiziere Licht über ihre Geburt und ihren Stand verbreitet worden wäre. Der Name des Schiffes sowohl als der, welchen sie auf einigen ihrem Beschützer abgenommenen Kostbarkeiten fanden, ließen in Verbindung mit andern bestätigenden Umständen keinen Zweifel übrig, daß die verachtete Lilly wirklich die verloren gegangene Erbin Isabelle Adams sei. Sie hatte ihnen allerdings, so lange ihre Erinnerung an ihre Heimath und ihr früheres Leben noch frisch in ihrem kindischen Gemüthe war, gesagt, sie heiße Isabelle, obschon sie ein anderes Mal wieder gesagt hatte, sie heiße Lilly, welchen Namen ihre neuen Beschützer beibehielten, weil sie meinten, es sei dies vielleicht ein Verkleinerungswort.

Ihren Familiennamen erfuhren sie niemals genau von ihr. Wenn man sie fragte, so sagte sie zuweilen,

sie heiße Miß Lilly, manchmal auch, Isabelle Addin — wenigstens klang es so — und da man eher wünschen mußte, daß sie ihren Familiennamen vergäße, als daß sie ihn merke, so hörte man auch sehr bald auf, ihr denselben in's Gedächtniß zurückrufen zu wollen.

Die arme Kleine war Anfangs gegen die Veränderung, die in ihrem Schicksale vorgegangen war, nicht unempfindlich — sie fühlte sie, wenn sie sie auch nicht begriff; da sie aber noch zu jung war, um nachzudenken oder ihre Gedanken zu sammeln und zu ordnen, so verwirrten sich dieselben allmählig und entschlüpften ihr, während in ihrer Erinnerung ein so schwaches Bild von Allem, was sie vor ihrem Zusammentreffen mit ihren sogenannten Verwandten erlebt, zurückblieb, daß ihr früheres Leben, wenn sie sich überhaupt daran erinnerte, ihr mehr wie ein Traum, als wie eine Wirklichkeit erschien. Von Natur lebhaft und empfänglich, an die größte Nachsicht und Zärtlichkeit gewöhnt, ward sie durch fortwährende Härte und unablässige Arbeit verdummt und abgestumpft; das Wachsthum ihres Körpers blieb zurück, ihre Haut nahm eine ungesunde weiße Farbe an, ihr Auge war trübe und der Ausdruck ihres Gesichtes dumm und träg. So lange sie mechanisch in die Erfüllung der ihr auferlegten Pflichten versunken war, hörte und sah sie nichts, was nicht Bezug auf ihre Arbeit hatte und fühlte für

das, was vor ihren Augen vorging, weder Interesse noch Neugier.

So war Lilly, bis Mistreß Ryland's und Philipp's Freundlichkeit eine Saite in ihrem Herzen anschlug und durch Anregung ihrer sanfteren Gefühle einigermaßen die schlummernden Fähigkeiten weckte, die durch spätere Ereignisse noch mehr entwickelt werden sollten.

Doch wir kehren zu Lukas zurück.

Als er fand, daß Lilly wirklich fort war, und daß alle Nachforschungen, die er in der Stadt nach ihr anstellte, ihn auf keine Spur brachten, ward er ernsthaft unruhig und befürchtete, in Gemäßheit des alten Sprichworts, daß ein böses Gewissen Feiglinge macht, daß aus ihrer Flucht schlimme Folgen für ihn hervorgehen könnten. Mit oder ohne ihre eigene Absicht konnte sie veranlaßt werden, die Umstände ihres vergangenen Lebens zu offenbaren, und wer konnte sagen, wie viel ihr davon erinnerlich war, oder wie viel sie wußte? Ihr so klug ausgeführtes Entschlüpfen — denn um alle Schuld von sich abzuwälzen, stellte Mistreß Hobbs den ganzen Vorfall als einen listigen Anschlag von Seiten Lilly's dar — war schon allein hinreichend, um zu beweisen, daß sie nicht das blödsinnige, stumpfe, gedanken- und willenlose Werkzeug war, wofür man sie gehalten.

Es ging daraus hervor, daß sie eine Rolle gespielt, daß sie von einem besonderen, bestimmten Vorsatze gelei-

tét worden und daß sie nur auf eine Gelegenheit gewartet hatte, um ihren Plan in Ausführung zu bringen.

Nun war Lukas eins jener unglücklich organisirten Wesen, in welchen jede Beleidigung, eine wirkliche oder eingebildete — jede Vereitelung von entworfenen Plänen, selbst wenn sie den Rechten Anderer zuwiderlaufen — einen wahnsinnigen Durst nach Rache hervorrufen. Die Rechte Anderer achtete er nicht im Mindesten, ja, er war sich derselben nicht einmal bewußt — er sah in der Welt nichts weiter als sich selbst — er war mit Einem Worte der eingefleischte Egoismus. Der Egoismus ist stets blind und schlägt zur Erreichung seiner Zwecke, wenn dieselben Glück und Genuß sind, allemal den falschen Weg ein — Lukas' Egoismus aber war der blindeste von den blinden, denn er verwendete nicht bloß seine Zeit, seinen Scharfsinn und seine Mühe, wenn dieselbe auch nicht groß war, auf die unehrliche Erwerbung eines kleinen Gewinnes, wobei er sich gegenwärtigen Gefahren und künftigem Verderben aussetzte, ohne dabei so viel zu verdienen, als er durch einen redlichen Erwerb verdient haben würde — es ist dies der Fall mit den Meisten, welche auf krummen Wegen Geld zu verdienen suchen — sondern wenn ihm bei einem der Projecte, welche sein Egoismus ersonnen, etwas in den Weg kam, so ward er darüber so wüthend, daß er sich auf die gefährlichsten und unsichersten Wege verlocken ließ, um die Rache zu

nehmen, nach der er dürstete, und dadurch seine Zufriedenheit wiederherzustellen. Dabei hatte er für nichts Augen als für die sofortige Befriedigung seiner Leidenschaft, und bebte daher eben so wenig vor einem Verbrechen zurück, als er sich durch sonst welche Rücksichten hemmen ließ.

Als er daher fand, daß Lilly wirklich seinen Klauen entronnen war, gerieth er in die entsetzlichste Aufregung, und seine Furcht ward eben so geweckt, als sein Durst nach Rache. Das bis jetzt verachtete kleine Mädchen gewann in seinen Augen eine unermeßliche Bedeutung, und sie wieder in sein Netz zu bekommen, ward sofort der Gegenstand, der alle anderen verdrängte.

Daß es ihm gelingen werde, sie wieder in seinen Besitz zu bekommen, daran zweifelte er nicht.

Es war seit ihrer Flucht nicht viel mehr als eine Woche verstrichen, und ohne Geld oder Freunde konnte sie unmöglich weit gekommen sein. Sein erster Versuch bestand daher, nachdem er sich in der Stadt erkundigt und den Polizeidienern Auftrag gegeben, sich nach ihr umzusehen, darin, daß er in der nächsten Umgebung der Stadt die Runde machte. Da aber seine Erkundigungen zufällig nicht zu den Ohren irgend einer der wenigen Personen kamen, welche Lilly gebeten hatte, ihr den Weg nach ihrer dermaligen Wohnung zu zeigen, und da sie, während sie Abel folgte, weiter nicht bemerkt worden war, so erlangte er keinerlei Aufschluß.

Indessen konnte er immer noch nicht umhin, zu glauben, daß sie in der nächsten Umgebung ein Obdach gefunden, und zum Glück für Lilly versäumte er die Zeit, die ihn ganz gewiß in den Stand gesetzt haben würde, sie einzuholen, damit, daß er sie da aufsuchte, wo sie nicht war. Mehrmals war er schon im Begriffe, eine ausgedehntere Runde zu machen; aber seine Ueberzeugung einerseits und die Schwierigkeit in Bezug auf die Wahl der einzuschlagenden Straße andererseits, schreckte ihn ab. Weit entfernt jedoch, daß dieser Aufschub seinen Rachedurst gemildert und seinen Entschluß wankend gemacht hätte, ward der eine wie der andere durch die Bitterkeit der Täuschung und die Kränkung über das Gelingen des von Lilly vermeintlich schlau angelegten Planes nur um so stärker.

Aber Lukas tobte und ras'te nicht etwa. Das war nicht seine Weise. Er sagte wenig, aber seine unheimlichen grauen Augen und sein breites, weißes, leichenhaftes Gesicht sah dämonischer aus als gewöhnlich, während er, indem er äußerlich seine Kälte bewahrte, innerlich die Zähne knirschte und im Stillen blutige Rache schwur, wenn er die arme Verfolgte jemals wieder in seine Klauen bekäme.

Er hatte auch Ursache zu seiner Wuth, denn mittlerweile schritt der Gegenstand seiner Verfolgung in glücklicher, fröhlicher Stimmung auf der Straße dahin, kümmerte

sich wenig um die Vergangenheit und ahnete nicht den Tumult, der in der Familie, die sie verlassen, hervorgerufen worden war.

Als Lukas endlich seine Nachforschungen weiter ausdehnte, verfehlte er die Spur in Folge einer jener kleinen Unaufmerksamkeiten, wegen welcher Folge so viele Nachstellungen zu keinem Ergebnisse führen.

Allerdings erkundigte er sich nach ihr in dem Dorfe, wo Abel zum ersten Male eingekehrt und welches ungefähr zehn Meilen von Hotham entfernt war; da aber damals der alte Mann noch nicht bemerkt hatte, daß sie ihm nachfolgte, und da sie nicht in das Haus gekommen war, sondern sich blos in der kleinen Dorfgasse auf einen Stein gesetzt hatte, bis er wieder heraus kam, so war sie von Niemandem bemerkt worden.

Mistreß Wylie's Wirthshaus, wo Abel und sie zum ersten Male übernachtet hatten, war nur fünf Meilen weiter, und wäre er so weit gegangen, so würde er ganz gewiß von ihr gehört haben; aber an dieses kleine einsame Häuschen dachte er nicht, und da ihm plötzlich einfiel, daß er die Verlorene ja durch öffentliche Bekanntmachung in der Zeitung aufspüren könne, so machte er sich auf den Rückweg, um diesen Entschluß auszuführen, und gab so freiwillig die schon halb aufgefundene Spur auf.

Indessen ließ er doch die Bekanntmachung in zwei Lokalblätter einrücken und bot fünf Pfund Belohnung

für jede Nachricht, die man ihm über die Entflohene brächte, worauf er dann begierig das Ergebniß abwartete, wiewohl sich keins herausstellte.

Nun erneuerte er seine Nachforschungen persönlich, aber ohne besseren Erfolg, und so verging eine Woche nach der andern und ein Monat nach dem andern, ohne ihm Aufschluß über Lilly's Verschwinden zu bringen.

Ambrose und selbst seine Schwestern riethen ihm, nicht weiter an sie zu denken; aber sein hartnäckiges Gemüth ward durch Widerstand nur noch verstockter und er schwur, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis er sie aufgespürt.

So war bereits ein Jahr verflossen, als er eines Tages, von Hotham zurückkehrend, triumphirend einen Brief in der Hand hielt, der in dem Bureau des Buchhändlers, in dessen Verlage das „Sussexer Wochenblatt" erschien, für ihn abgegeben worden war.

„Hier!" rief er; „sagte ich Euch nicht immer, daß ich sie noch erwischen würde?"

„Hast Du Nachricht von Lilly erhalten?" fragten die Andern begierig.

„Wo ist sie denn?" sagte Ambrose, indem er die Hand nach dem Briefe ausstreckte.

„Das laßt nur gut sein," sagte Lukas, indem er sich zu besinnen schien und den Brief zurückzog; „ich weiß wo sie ist — das ist genug!"

„Du thätest am Ende besser, wenn Du sie gehen ließest, Lukas," sagte Ambrose bedeutsam.

„Und Du thätest besser, wenn Du Dich um Dich bekümmertest," antwortete Lukas trocken, indem er gleichzeitig den Brief wieder zusammenfaltete und in die Tasche steckte.

Sechstes Kapitel.

Lilly begehet ein Ungebührniß.

Wir verließen Lilly als Kindermädchen in der Familie eines achtbaren Sachwalters, wo sie gut behandelt ward und auch gute Kost und Kleidung bekam. Ganz gewiß war seit der Stunde, wo das gute Schiff Hastings im Kanal scheiterte, Lilly Dawson noch niemals wieder so gut versorgt gewesen. Ihre Arbeit war leicht, und ihre Stellung ließ im Ganzen genommen für ein junges Mädchen in ihrer Lage nichts zu wünschen übrig.

Ihre Herrschaft war auch mit ihr zufrieden. Lilly war an Gehorsam und Thätigkeit gewöhnt, und man überzeugte sich von ihrer Ehrlichkeit und ihrem Fleiße. Der einzige Fehler, über den man sich beklagte, war, daß sie nicht lebhaft sei. Sie war eine langweilige Gespielin für die Kinder, und verstand dieselben weder zu belustigen, noch in ihr Thun und Treiben einzugehen.

Dies war auch ganz natürlich; sie hatte selbst keine Kindheit gehabt und weder Spiele noch Belustigungen kennen gelernt. Eben so wie die Kinder sehr armer Leute; welche vor der Zeit über Pfennige und Groschen und den Preis des Mehles und Brotes nachdenken lernen, war sie eben so vorzeitig an ein eintöniges Tagewerk der Arbeit gewöhnt worden, welches allen Muthwillen und alle Lust zu Spiel und Scherz aus ihr verbannt hatte.

Sie war wie ein junges Pferd, welches unter harter Dressur gestanden hat.

Es war dies ein Fehler, der sich nicht verbessern ließ; um ihrer andern guten Eigenschaften willen aber ward er übersehen, und Lilly hätte ihren Dienst behalten können, wenn sie nicht trotz aller Vortheile, die ihr hier geboten waren, sich doch unglücklich gefühlt hätte.

Sie sehnte sich nach Abel, und sie wußte, daß Abel im Armenhause schmachtete. Sie liebte den alten Mann mit der zärtlichsten und ehrerbietigsten Zuneigung; sie hatte Geschmack an seiner Unterhaltung und Belehrung finden gelernt, welche für sie den Aussprüchen eines Weisen und Philosophen gleichkamen. Sie fand um sich her nichts, was sie für den Verlust seiner Gesellschaft hätte entschädigen können, während ihr Herz von Kummer erfüllt ward, wenn sie bedachte, daß er nun seine letzten Tage in Trauer und Gram verbringen mußte.

Abel hatte ebenfalls in dem Armenhause keine Ge=

sellschaft. Es gab hier Niemand, mit dem er sprechen oder den er belehren konnte, denn es lag Niemandem etwas daran, ihn zu hören.

Auch hatte er keine Beschäftigung. Man versuchte, ihn das Korbmachen zu lehren, aber er war zu alt, um sich noch Fertigkeit darin zu erwerben, und da er sah, daß seine Arbeit nicht zu gebrauchen war, ließ er sie liegen, und die Zeit ward ihm lang.

Dann seufzte er nach der freien Luft des Himmels, nach der täglichen Reise, die gleichzeitig seine Arbeit und sein Vergnügen war, dem Geplauder mit andern Reisenden auf der Straße, der Abwechselung, welche die nächtlichen Stationen boten, und den freundlichen Begrüßungen seiner Wirthe und Wirthinnen.

Vor allen Dingen aber seufzte er nach seiner Unabhängigkeit, und betrauerte die Tage, wo er, so bescheiden auch sein Erwerb war, doch ehrlich sein Brot verdiente, und sogar im Stande war, eine Kleinigkeit zu ersparen und seiner Tochter heim zu bringen.

Lilly wußte das Alles, denn sie besuchte ihn, so oft sie konnte, und sie sah, wie bleich und hager er aussah, und wie der Ausdruck seiner Züge nicht mehr heitere Resignation wie sonst, sondern hoffnungslose Niedergeschlagenheit verrieth.

„Ich kann auch nicht schlafen, Lilly," sagte er; „der Mangel an Luft und Bewegung, woran ich so lang=

gewöhnt gewesen, hält mich wach, und dann liege ich auf meinem harten Bett, und meine alten Knochen schmerzen, und ich denke an die vergangenen Zeiten. Meine Knochen schmerzten vielleicht auch, als wir auf der Reise waren, aber dann war ich Abends doch müde, und schlief gut, und hatte keine Zeit, daran zu denken; jetzt dagegen habe ich gar nichts Anderes, woran ich denken könnte. Ach, Lilly, der Kummer ist etwas sehr Trauriges, wenn man alt ist, denn dann hat man keine Hoffnung mehr, die ihn ertragen hälfe — keine Hoffnung — keine Hoffnung!"

„Aber, Vater," sagte Lilly, welche gern irgend eine Trostquelle ausfindig machen wollte, „Ihr sagtet mir doch, gute Menschen hätten immer etwas zu hoffen."

„Ja wohl, mein Kind, jenseits des Grabes," entgegnete Abel.

„Nun wohlan, Vater, das ist doch Etwas."

„Ja," antwortete er in ernstem Tone, „das sollte es sein — aber ich weiß nicht, wie es kommt, Lilly, ich fühle mich Gott hier nicht so nahe, als da wir auf der Heerstraße und in den grünen Hecken hinwandelten, wo die Vögel sangen und die Grashüpfer zirpten. Wenn ich die Bieren unter den wilden Blumen summen hörte, wußte ich, daß Er mir nahe sei; in einem Armenhause aber giebt es keine Freude und keinen Frohsinn — hier wird kein Honig gesammelt, Lilly. Jene freudigen

Klänge von Gottes Geschöpfen in der freien Natur waren mein Licht; sie waren für mich eben so wohl Augen als Ohren, und während sie mir seine Güte verkündeten, zeigten sie mir seine Werke. Aber nun ist Alles finster, Lilly, ich athme nichts, als die dicke Luft dieses dumpfigen in vier Steinwände eingeschlossenen Hofes; ich höre nichts als Klagen — zuweilen Verwünschungen — und ich glaube, der Herr hat mich vergessen!"

Und da die Theologie der armen Lilly nicht darauf vorbereitet war, das Argument weiter durchzuführen, so konnte sie blos seufzen und wünschen, daß es anders wäre, und sie pflegte nach solchen Gesprächen langsam nach Hause zu gehen, indem sie über das Gehörte nachdachte und sich noch weniger als vorher aufgelegt fühlte, auf das lustige Geplauder der Kinder zu horchen, oder sich in ihre Spiele zu mischen.

So vergingen die ersten sechs Monate, welche Lilly in dem Dienste des Sachwalters zubrachte, langsam und trübselig. Der Monat Mai war herbeigekommen, es war schönes, helles, freundliches Wetter, und sie hatte Abel, den sie am letzten Sonntag Abend besucht, trauriger und niedergeschlagener gefunden, als je.

„Bringe mir einen Zweig Hagedorn mit, Lilly," sagte er, „wenn Du das nächste Mal wieder kommst — einen süßduftenden Hagedorn! Flieder and Jasmin blühen wohl noch nicht? Nächsten Monct werden die

Bohnenfelder blühen; — was gäbe ich jetzt für den herrlichen Wohlgeruch eines Bohnenfeldes! O mein Gott, wie wenig schätzen wir Deine Segnungen, so lange wir sie genießen! Ich pflegte zu glauben, ich sei dankbar — aber Gott verzeihe mir! Oft grämte ich mich über den Verlust meines Augenlichts, während ich doch ein Hallelujah für das hätte singen sollen, was mir noch übrig geblieben war."

„Ich will morgen, wenn ich mit den Kindern ausgehe, einen Strauß Hagedorn für Euch abschneiden, Vater," antwortete Lilly, „und ihn Euch Abends bringen, wenn ich abkommen kann, ehe Euer Thor zugemacht wird. An unserm Hause wächs't Flieder und Jasmin, und ich werde Euch auch davon bringen, sobald sie blühen."

„Thue das, mein Kind," sagte Abel. „Deine Besuche sind mein einziger Trost. Die arme Martha hat nicht Zeit, um oft zu kommen, und wenn sie kommt, so höre ich an ihrer Stimme, wie unglücklich sie ist, obschon sie sich nicht beklagt. Ich fühle mich dann unglücklicher als vorher, und ich bin überzeugt, daß sie auch selbst unglücklicher wieder fortgeht, wenn sie ihren alten Vater seine Tage im Arbeitshause beschließen sieht."

„Martha hat jetzt sehr viel Arbeit," sagte Lilly, „und muß sehr fleißig sein."

„Um so besser — freilich aber hat sie blos die Arbeit und doch keine Hoffnung, daß es auch wirklich besser

für sie werde, so lange Giles Lintock lebt. Er ist doch noch nicht wieder da?"

„Nein," antwortete Lilly, „ich war heute Morgen dort, als ich aus der Kirche vorbeikam, aber er war noch nicht da gewesen."

„Um so besser," sagte Abel. „Es wäre eine Gnade vom lieben Gott, wenn er gar nicht wieder käme. Du siehst, Lilly," fuhr er fort, „wenn Du mich besuchst, so macht mir das mehr Vergnügen, weil ich Dir mit Gottes Hülfe von Nutzen gewesen bin. So arm ich auch bin, so bist Du doch theils durch mich und die Meinigen in eine bessere Lage gekommen, als in der Du Dich früher befandest; wenn ich dagegen die wehmüthige Stimme der armen Martha höre, die einst so heiter war, und ihre hagere Hand fühle, und ihre hohle Wange streichle, da kann ich nicht anders als mir selbst Vorwürfe machen. Ich hätte sie niemals diesen Giles Lintock heirathen lassen sollen. Es bewarb sich mancher bessere Mann um sie, aber sie opferte sich für mich, und das Ende davon ist, daß sie unglücklich ist, und ich im Armenhause sitze." Lilly traten die Thränen in die Augen, als sie dieses Klagelied anhörte, während sie in dem Hofe des Arbeitshauses neben Abel auf einer hölzernen Bank saß; aber sie war zu unerfahren, um irgend eine Quelle des Trostes zu entdecken, und zu schüchtern, um Hoffnung auf

irgend eine Verbesserung in der Lage seiner Tochter oder in seiner eigenen anzudeuten.

Diesen Abend ging Lilly mit ganz ungewöhnlich traurigem Herzen nach Hause.

Am folgenden Morgen, als das Frühstück der Familie vorüber war, ward sie in das Speisezimmer gerufen. Mr. Roß und die Kinder hatten es schon verlassen, und Mistreß Roß saß an einem Nebentische mit Feder, Dinte und ihren Wirthschaftsbüchern neben sich.

„Bist Du es, Lilly?“ sagte sie; „tritt näher — ich habe mit Dir zu sprechen. Warum siehst Du immer so ernsthaft aus, Kind? Du bist gar nicht wie ein junges Mädchen — Du hast keinen Muth — kein Leben. Bist Du unzufrieden mit Deinem Dienste?“

„Nein, Madame.“

„Zu viel zu thun hast Du doch auch nicht, nicht wahr ~~nicht~~?“

„Nein, Madame.“

„Es ist doch nicht etwa Jemand unfreundlich gegen Dich, wie?“

„Nein, Madame.“

„Nun denn, so versuche ein wenig heiterer auszusehen, willst Du das?“

„Ja, Madame,“ entgegnete Lilly, und machte ein so ernstes Gesicht, als ob sie hinter einem Leichenwagen herginge.

„Na, das ist aber kein guter Anfang, Lilly," sagte Mistreß Roß, und konnte sich nicht des Lachens enthalten, als sie diesen Widerspruch zwischen dem Gesicht und der Antwort des Mädchens wahrnahm; „merke wohl, Lilly, ich bin durchaus nicht unzufrieden mit Dir. Im Gegentheile, ich halte Dich für ein sehr gutes, fleißiges Mädchen, und in Deinen Verhältnissen ist es allerdings besser, zu ernst als zu lustig zu sein. Nicht wahr, Du bist nun sechs Monate bei mir?"

„Ja, Madame."

„Und hast also ein halbes Jahr Lohn zu bekommen. Du weißt, ich wollte Dir jährlich sechs Pfund geben — so waren wir mit einander übereingekommen, nicht wahr?"

„Das weiß ich nicht, Madame," antwortete Lilly, denn sie hatte in ihrem Leben noch kein Geld gehabt, und da sie auch keinen Begriff davon hatte, was unter sechs Pfund zu verstehen sei, so hatte sie diesem Theile des Contracts keinerlei Aufmerksamkeit gewidmet.

„Weißt Du denn nicht mehr, daß ich sagte, ich wollte Dir jährlich sechs Pfund geben?"

„Ja, Madame," antwortete Lilly, die sich jetzt auf diesen Umstand zu besinnen begann.

„Nun denn, so bekommst Du auf dieses halbe Jahr drei Pfund. Da ich mit Dir zufrieden bin, so will ich Dir drei Guineen geben — hier sind sie."

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte Lilly, indem

sie die drei Goldstücke in Empfang nahm und mit verwunderten Augen betrachtete.

„Und nun da Du Dein Geld hast, so sieh zu, daß Du es nicht verlierst," fuhr Mistreß Roß fort. „Wo willst Du es denn hinthun?"

Lilly erröthete, gab aber keine Antwort.

„Vielleicht weißt Du nicht, wo Du es verwahren sollst? Soll ich Dir es vielleicht aufheben? Du kannst es zu jeder Zeit wieder bekommen."

Lilly erröthete noch tiefer.

„Ich glaube, es wäre bei mir besser aufgehoben, als bei Dir, Lilly, wenn Du nicht vielleicht etwas dafür zu kaufen wünschest — willst Du das?"

„Nein, Madame," antwortete Lilly, ohne aufzublicken, während sie das Geld fest in der Hand verschlossen hielt, als ob sie nicht die Absicht hätte, sich davon zu trennen.

„Vielleicht wünschest Du es selbst zu behalten," setzte Mistreß Roß hinzu, indem sie ihre Geberde bemerkte, „nicht wahr?"

„Ja, Madame," murmelte Linny, indem sie schüchtern die Augen niederschlug.

„Nun sehr schön — so behalte es denn, mein gutes Mädchen; verwahre es nur gut," sagte Mistreß Roß. „Und nun kannst Du gehen, und Elisabeth heraufschicken."

Und Lily verließ das Zimmer mit dem Gelde in

ihrer Hand und erfüllt von einem seltsamen Gefühl, welches aus einem Gemisch von Verwunderung, Freude und Verwirrung bestand.

Sicherlich, dachte sie, müßten diese drei blanken Goldstücke sehr werthvoll sein. Wenn dem aber so war, so schien es ihr sehr außerordentlich, daß sie ihr gehören sollten. Wenn sie aber hinwiederum wirklich ihr gehörten und gleichzeitig so werthvoll waren, als sie voraussetzte, was konnte sie dann nicht Alles damit anfangen? Konnte sie da nicht Martha Lintock ihrer Noth entreißen, und Abel die Freiheit wieder geben?

Welch ein freudenvoller Gedanke! Sie war davon ganz betäubt und berauscht, und ging, den an Elisabeth erhaltenen Auftrag ganz vergessend, hinauf in ihre Kammer, und blieb hier mit dem Gelde in der Hand neben ihrem Bett sitzen, bis die Oberkinderwärterin, die sie endlich bei ihrer Arbeit vermißte, heraufkam und fragte, was sie hier mache.

Sie legte das Geld in ihren Schubkasten und ging hinunter; aber wie sehnte sie sich nach dem Abend, und wie wünschte sie, zu wissen, ob es ihr erlaubt werden würde, dann auszugehen — ein Vorrecht, welches gänzlich von der Laune und Großmuth ihrer Vorgesetzten abhing, weßhalb es in ihrem Interesse lag, sich so viel als möglich die Zufriedenheit derselben zu erwerben. Lilly hatte aber bis jetzt so wenig zu denken gehabt, und war

so ungewöhnt, überhaupt zu denken, daß sie jetzt, wo sie wirklich etwas Wichtiges in den Kopf bekommen — wo wirklich eine Idee Besitz von ihrem Hirn genommen hatte, ganz außer sich und unfähig war, dieselbe zu beherrschen. Der Gedanke ging förmlich mit ihr durch; sie wußte nicht, was sie that, — machte Alles verkehrt, und vergaß Alles, was sie merken sollte, während die ernste Mistreß Janet, die durchaus nicht im Stande war, Lilly in diesem abnormen Zustande zu begreifen, sie ruhig von der Seite beobachtete und sich fast der Vermuthung zuneigte, sie habe ein wenig zu tief in die Bierkanne geguckt.

So verging nicht ohne mancherlei Versehen und Anstöße der Tag, und so wie der Abend herankam, ward Lilly's Aufregung und Zerstreutheit nur um so auffälliger. Ihre Wangen, die in Folge des gesünderen Lebens, welches sie jetzt führte, und weil sie viel in der freien Luft war, ihre frühere Blässe verloren hatten, waren jetzt dunkelroth; ihr Auge glänzte, ihr Blick war eben so unstät als ihre Hand, und sie sah wirklich ganz so aus, als ob sie etwas Stimulirendes genossen hätte, oder sich im Zustande eines beginnenden Fiebers befände. Mistreß Janet wußte wirklich nicht, was sie denken sollte.

Lilly hatte Erlaubniß, jeden zweiten Sonntag Abend auszugehen und ihre Freunde zu besuchen — dies war eine ihr ein- für allemal zugestandene Vergün-

stigung; ihre Extraausflüge aber hingen alle, wie wir schon gesagt haben, von Mistreß Janets Gunst ab, nachdem die jüngeren Kinder zu Bett waren.

Heute Abend schien es, als kämen sie nimmermehr zur Ruhe. Wie langweilig war ihr Spielen und ihr Geplauder! Wie lange dauerte es, ehe sie Papa und Mama gute Nacht sagten! Wie lange nutschte Miß Karoline an ihrer letzten Tasse Milch! Und wie viel Mal riß Master Henry seine Nachthaube wieder ab, nachdem sie sie ihm festgebunden hatte! Dann wurden sie wieder mit dem Abendgebet nicht fertig. Miß Lucy wollte durchaus noch für die Katze beten, und der kleine Jony wollte, Mistreß Janet mochte thun, was sie wollte, sich durchaus nicht dazu verstehen, für seine Geschwister zu beten.

Und als sie nun endlich in's Bett waren, wollten sie wieder nicht schlafen, sondern noch allerhand Possen treiben, bis endlich der kleine Jony vom langen Aufbleiben übelnehmisch ward und anfing zu weinen. Nun mußte er wieder beschwichtigt werden; da aber jetzt die Sache ernsthaft ward, so erging von Mistreß Janet ein strenges Verbot aller weiteren Possen für diese Nacht, und nach einigen ohnmächtigen Rebellionsversuchen von Seiten Henry's schlossen die Kinder ihre lachenden Augen — ihre weichen Wangen sanken in die Daunenpfühle

hinein, und der rosige Schlaf der Kindheit schloß sie in seine Arme.

Jetzt war nun endlich der Augenblick gekommen, wo Lilly, wenn sie fortgehen und Abel oder seine Tochter besuchen wollte, um die Erlaubniß dazu zu bitten pflegte. Dies geschah aber blos dann und wann, weil man in der Regel von ihr erwartete, daß sie des Abends Kinderstrümpfe stopfe und andere dergleichen Arbeiten verrichte.

Im gegenwärtigen Falle machte ihr eifriger Wunsch, zu gehen, einerseits, und ihr Bewußtsein von Mistreß Janets Unzufriedenheit andererseits die Bitte zu einer sehr schwierigen.

„In dem Korbe ist viel Arbeit für Dich.“ sagte die Wärterin, indem sie auf den Korb zeigte, in welchem sich die der Reparatur bedürftigen Bekleidungsstücke der Kinder befanden; „es sind auch noch einige Falbeln für Miß Karolines neue Nachthauben zu säumen.“

Lilly näherte sich dem Tische, auf welchem der Korb stand.

„Nimm zuerst die Strümpfe vor,“ setzte Mistreß Janet hinzu, „und sieh, ob Du sie nicht etwas sauberer stopfen kannst. In die Fersen von Master Henry's blauen Strümpfen hast Du so gewaltige Höcker gemacht, daß sie den armen Jungen drücken, wenn er die Schuhe darüber zieht.“

Lilly nahm die Strümpfe heraus, suchte ihre Nadel und ihren Fingerhut, und setzte sich hinter der Wärterin nieder. Ihr Kopf ging zwischen dem Wunsche, fortzukommen, und der Furcht, zu fragen, wie in einem Strudel herum, besonders weil sie fest überzeugt war, daß ihre Bitte keine Gewährung finden würde.

Es war ihr zu Muthe wie einem eben gefangenen Vogel in einem Käfig, und während ihr Körper an den Stuhl geheftet war, flog ihre Seele zu dem Fenster hinaus nach dem Armenhause.

Diese Qual hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert, als Elisabeth die Thür öffnete und meldete, daß Mistreß Janet, wenn die Kinder schliefen, unten gebraucht werde.

Mistreß Janet stand demgemäß auf und verließ das Zimmer.

Sie hatte nicht sobald die Thür hinter sich geschlossen, so warf Lilly ihren Strumpf hin und erhob sich von ihrem Sitze. Einen Augenblick lang stand sie unschlüssig, aber die Zeit drängte. Die Wanduhr zeigte auf halb Neun — um halb Zehn wurden die Thore des Armenhauses geschlossen, nach welcher Zeit ohne besondere Veranlassung Niemand mehr zugelassen ward.

Es war kein Augenblick zu verlieren; deßhalb öffnete sie leise die Thür und horchte — es schien Niemand in der Nähe zu sein. Ihr Hut und Shawl hing an

einem Haken auf dem Vorplatze, um immer zur Hand zu sein, wenn sie Veranlassung hatte, die Kinder in den Garten zu begleiten. Sie nahm die beiden Gegenstände herunter und ging die Treppe hinab. Eine instinctartige Vorsicht bewog sie, die Sachen lieber in der Hand zu tragen, als anzulegen, obschon, wenn sie Mistreß Janet begegnet wäre — was eben das war, was sie fürchtete — schon der blose Anblick hinreichend gewesen sein würde, sie zu verrathen.

Indessen, das Glück begünstigte sie, und sie begegnete Niemandem, als der Küchenmagd, die kein Recht hatte, sie zur Rede zu stellen. Mr. Roß war in seinem Bureau; Mistreß Janet war bei Mistreß Roß in ihrem Schlafzimmer und schmiedete mit dieser allerhand listige Anschläge gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der arglosen Schläfer oben, und die andern Diener hatten, als sie Lilly zur Hinterthür hinausschlüpfen sahen, keinen Grund, zu vermuthen, daß sie ohne Erlaubniß ausgehe.

So entkam sie, ohne auf Widerstand zu stoßen, und sobald sie das Haus einmal hinter sich hatte, eilte sie so schnell als möglich vorwärts, denn die Entfernung war bedeutend, und sie zitterte, daß sie am Ende nicht noch vor Thorschluß hinkäme und in diesem Falle die ganze gewagte Expedition umsonst unternommen hätte.

„Ich wünschte,“ sagte Mistreß Roß, eben als der Gegenstand ihrer Bemerkung über das zufällig verschlos-

sene Pförtchen am Ende des Gartens kletterte, „ich wünschte, wir könnten Lilly bewegen, daß sie bei dem Umgange mit den Kindern etwas mehr Lebhaftigkeit entwickelte. Sie ist ein so fleißiges, gutes Mädchen, wie es nur eins geben kann, aber dabei doch ein wenig gar zu still."

„Ich werde aus Lilly nicht recht klug, Madame," sagte Mistreß Janet. „Zuweilen scheint es mir, als ginge ihr etwas im Kopfe herum. Heute wenigstens ist sie den ganzen Tag herumgegangen wie halb betrunken, oder sonst etwas."

„Aber das ist in der Regel doch nicht der Fall," entgegnete Mistreß Roß. „Sonst scheint sie immer sehr ruhig zu sein. Vielleicht hat sie der Empfang ihres Lohnes ein wenig in Aufregung versetzt."

„Das weiß ich nicht, Madame; es sollte mir leid thun, wenn ich sie in einem ungerechten Verdachte hätte, aber ich weiß wirklich nicht, was ich aus ihr machen soll."

„Wo ist sie denn?" fragte Mistreß Roß.

„Oben in der Kinderstube, Madame."

„Ich werde mit hinaufgehen und sie ansehen," sagte Mistreß Roß und ging, indem sie dem Worte die That auf dem Fuße folgen ließ, mit der Wärterin die Treppe hinauf.

„Himmel und Erde!" rief Mistreß Janet, welche

zuerst mit dem Lichte hineintrat, indem sie nach dem Tische stürzte, während Mistreß Roß laut nach Hilfe schrie.

Sie kamen gerade noch zur rechten Zeit.

Der Strumpf, an welchem Lilly gearbeitet, hatte Feuer gefangen, weil sie ihn beim Fortgehen unvorsichtiger Weise in zu große Nähe des Lichtes geschleudert. Eine Minute später hätte die Flamme den Arbeitskorb ergriffen, das ganze Zimmer wäre in Flammen gerathen — vielleicht die Kinder in ihren Betten verbrannt!

Es lag auf der Hand, wem die Schuld beizumessen war; aber wo war die Schuldige? Fortgelaufen ohne Erlaubniß, und Niemand wußte wohin.

Sechstes Kapitel.

Ein Schreck.

Alles vergessend, was sie hinter sich gelassen, und nur an den Freund denkend, dem sie zueilte, flog Lilly die Straßen entlang, und es gelang ihr, das Armenhaus zu erreichen, als es eben ein Viertel auf Zehn schlug.

Abel war noch im Hofe, denn seine lange Gewohnheit, im Freien zu leben, machte selbst diesen freudlosen Erholungsplatz weniger unangenehm, als das Innere des Hauses. Er hatte für diesen Abend alle Hoffnung auf Lilly und den Hagedorn aufgegeben und saß in trauriger Einsamkeit und dachte über seine Leiden nach, als die Thorklingel schellte.

„Vater!“ rief sie, ganz athemlos vom schnellen Laufen, „schauet nur!“

„Ist es der Hagedorn?“ fragte Abel, indem er seine Hand darnach ausstreckte.

„Nein, es ist Geld," antwortete Lilly; „den Hagedorn habe ich vergessen! Fühlt nur her, wie viel es ist! Es ist Gold, Vater. Sind diese drei Stücken nicht sehr viel werth?" Das Geld liegt aber in ihrem Kasten! S. 78

„Ist das Dein Lohn?" fragte Abel.

„Ja," antwortete Lilly; „Mistreß Roß gab es mir heute Morgen."

„Du mußt es gut aufheben," entgegnete Abel; „verliere es ja nicht, Lilly. Wo willst Du es es denn hin thun?"

„Was könnte man wohl dafür kaufen?" fragte Lilly; „könnte man einen Korb dafür kaufen?"

„Ja wohl, und zwar eine ganze Menge Körbe; aber brauchst Du denn einen Korb?"

„Ich meine für Euch, Vater — einen Korb, so wie Ihr früher hattet, mit Waaren zum Verkauf darin."

„Aber was sollte ich allein mit einem Korbe machen?" fragte Abel, während eine matte Röthe sein bleiches Gesicht übergoß, denn er ahnete, was Lilly eigentlich meinte.

„Könnte ich denn nicht wieder mit Euch gehen, Vater?" sagte Lilly.

„Würdest Du das, Lilly?" sagte Abel.

„Ach ja," antwortete Lilly, „von Herzen gern."

Das Herz des alten Mannes schwoll vor Freude bei diesem Beweise von der Dankbarkeit und Rücksicht seines Schützlings, und einen Augenblick lang auch vor

Hoffnung auf Erlösung von seinem gegenwärtigen freudlosen Aufenthaltsorte. Das letztere Gefühl legte sich jedoch sehr bald und sein Gesicht nahm wieder den gewohnten wehmüthigen Ausdruck an, indem er den Kopf schüttelte und in ernstem Tone sagte:

„Nein, Lilly, das darf nicht geschehen. Du hast einen Dienst bei achtbaren guten Leuten, und mußt Dich bemühen, denselben zu behalten. Dein ganzes künftiges Wohlergehen kann davon abhängen, daß Du in Mistreß Roß' Dienste bleibst und Dir durch Dein Verhalten Freunde erwirbst. Du weißt, daß Du keinen Freund in der Welt hast, außer mich und Martha, die Dir nichts mehr nützen können, und Du mußt nun zusehen, daß Du Dir selbst durchhilfst. Mit mir im Lande herumziehen war ganz gut, als Du nichts Anderes thun konntest — aber jetzt kannst Du das, und Du mußt bleiben, wo Du bist."

Die arme Lilly! Wenn Abel ihr Gesicht hätte sehen können, so würde er einen Begriff von dem bitteren Gefühl getäuschter Erwartung bekommen haben, welches er ihr zufügte; da er dies aber nicht konnte, so hatte er keine Ahnung davon, denn Lilly, die in blindem Gehorsam erzogen worden war, lehnte sich niemals gegen Jemandes Befehle auf, am allerwenigsten gegen Abel's, dem sie stets gern und freudig gehorchte.

Sie stand schweigend neben ihm, und die Spannung hochfliegender Hoffnungen war aus ihren Zügen und ihrer

Haltung verschwunden. Während er sich nicht träumen ließ, wie sehr ihr Herz an dem Projecte hing, oder daß es überhaupt daran hing, und in der Meinung, daß, wenn er seine Pflicht gegen sie thäte, ein Opfer nur von seiner Seite gebracht würde, brachte er das Gespräch mit Willen auf etwas Anderes und kam wieder auf den Hagedorn zurück, um den Schmerz abzukürzen, den das gewissenhafte Auslöschen dieses Hoffnungsschimmers ihm kostete.

„Bring' ihn das nächste Mal mit, Lilly, willst Du?" sagte er.

„Ja," antwortete Lilly leise.

„Und vergiß ja nicht, dieses Geld da gut aufzuheben. Ich glaube, Du hättest besser gethan, wenn Du es in Verwahrung Deiner Herrin gelassen hättest. Du brauchst es doch nicht?"

„Nein," antwortete Lilly in festerem Tone, denn diese Frage paßte zu ihren Gedanken. Sie fühlte sehr klar, daß sie es nun nicht brauchte.

„Dann gieb es ihr, mein Kind, und bitte sie, daß sie es Dir aufhebe."

„Man wird gleich das Thor zumachen," sagte Lilly.

„Dann mußt Du gehen," sagte Abel.

„Gute Nacht," sagte Lilly.

„Gute Nacht, mein Kind, und vergiß den Hagedorn nicht," sagte Abel, indem sie langsam auf das Thor zu-

ging, durch welches sie erst vor wenigen Minuten so schnell, von freudiger Erwartung getrieben, hereingekommen war.

„Na, marsch mit Dir! Kannst Du die Füße nicht ein wenig rascher aufheben?“ sagte der Mann, und im nächsten Augenblicke stand Lilly draußen auf der Straße.

Sie ging langsam weiter und lenkte ihre Schritte mechanisch nach Mr. Roß' Hause zurück. Sie war von dem hohen Gipfel ihrer Hoffnungen so plötzlich herabgestürzt, daß sie sich von dem Falle noch gar nicht wieder erholt und eben so wenig Zeit gehabt hatte, sich zu besinnen. Die Möglichkeit, daß Abel ihren Vorschlag ablehnen würde, war ihr nie im Entferntesten eingefallen, und eben so wenig verstand sie die Beweggründe zu würdigen, welche zu dieser Weigerung geführt hatten. Die Unterdrückung ihres Willens hatte bei ihr so frühzeitig begonnen und war so unablässig ausgeübt worden, daß sogar das Wünschen fast in ihr verloschen war, oder wenn sie jemals etwas gewünscht, so war es die Wiederkehr des Sonntages, wo ihre Vettern und Cousinen fort gingen und sie Ruhe hatte.

Sie hatte daher niemals sich versucht gefühlt, zu rebelliren, denn sie hatte keinen eigenen Willen, welchen sie dem Anderer hätte entgegensetzen können. Seit ihrer Emancipation war Abel der Mittelpunkt aller ihrer Wünsche, und da ihre Begriffe von Pflicht und Gewissenhaftigkeit sich noch in einem sehr unentwickelten Zustande befanden, so konnte sie sich keinen Grund denken, weßhalb sowohl

er als sie unglücklich bleiben sollten, wenn sie die Mittel hatten, anders zu sein.

Allerdings hatte sie durch Abel's Umgang und Lehre viel gewonnen, doch war es nicht sowohl ihr Verstand, der dadurch cultivirt worden war, als vielmehr ihr Gefühl, obschon ohne Zweifel die Ausbildung des letztern nicht ohne Wirkung auf den erstern geblieben war. Bei alledem war sie noch ein pures Kind, obschon sechzehn Jahre alt, und mit den Pflichten und Conventionalitäten des Lebens so unbekannt, als ob sie erst sechzehn Monate gewesen wäre.

Abel selbst kannte keineswegs den ganzen Umfang dieser Unwissenheit. Sie hatte sich stets in seine Wünsche und Absichten gefügt, sich bei Martha thätig, gefällig und nützlich gezeigt, und sich durch die pünktliche Erfüllung ihrer täglichen Pflichten bei Mistreß Roß Zufriedenheit erworben.

In den beiden ersten Fällen aber war ihre Liebe zu Abel der sie belebende Impuls gewesen, und in dem letzten war der Beweggrund so ziemlich derselbe. Er hatte gewünscht, daß sie Mistreß Roß' Antrag annehmen möchte, und da sie einmal nicht bei ihm bleiben konnte, so hatte sie keinen Grund, etwas dagegen einzuwenden, während ihre natürliche Gutwilligkeit und ihre frühzeitige Gewöhnung an Gehorsam sie, sobald sie einmal dort war, bewog, zu thun, was man von ihr verlangte.

Sobald aber sich ihr die Aussicht auf Etwas eröffnete,

was ihr besser gefiel, hatte sie, weil sie weder wie früher unter der Herrschaft der Furcht stand, noch sich bewußt war, eine Pflicht übernommen oder eine Uebereinkunft abgeschlossen zu haben, ihre Kette von sich geschleudert und sich ohne Zögern oder Gewissensbisse frei gemacht.

Jetzt aber, wo Abel sie auf so kurze und entschiedene Weise aus ihrem Traume geweckt hatte, trat eine vollständige Reaction ein. Die Saiten der Harfe waren alle herabgestimmt — ihr Schritt war schleppend, ihr Muth niedergeschlagen, ihre Gedanken verworren, Alles in Folge des Schlages, der ihre Hoffnung ausgelöscht hatte, und nur instinctartig wandelte sie auf dem Heimwege weiter, so daß erst, als sie das Haus wieder zu Gesicht bekam, der Gedanke an das, was sie gethan, und an Mistreß Janets Mißfallen sich ihr in seiner wahren Gestalt zu zeigen begann.

Sie stand jetzt an dem Pförtchen, welches sie überklettert hatte; jenseits desselben befand sich die Hinterthür des Hauses, und obschon es eilf Uhr war, so war die Familie doch noch nicht zu Bett, denn sie sah noch Licht an dem Fenster der Speisekammer.

Lilly fühlte sich aber außer Stande, Mistreß Janet's Zorn und Entrüstung entgegenzugehen, und sie stand da und wußte nicht, was sie thun sollte, bis sie endlich den Schatten Johns, des Lakaien, an dem Fenstervorhange sah, und gleich darauf ward das Licht in der Speisekammer

ausgelöscht, was ihr bewies, daß sämmtliche Diener sich zu Bett begeben hatten.

Was war nun zu thun? Es war beinahe Mitternacht, und Lilly stand hier an einem Gartenthore an den äußersten Grenzen der Stadt, ohne eine Idee, wo oder wie sie die noch übrigen Stunden bis zum Morgen hinbringen sollte.

Martha, ihre einzige Freundin, wohnte nicht weit vom Armenhause, und sie hätte allerdings leicht den Weg bis dahin zurücklegen können; Martha war aber jedenfalls auch zu Bett, und Lilly's Schüchternheit und Niedergeschlagenheit machten es ihr ganz unmöglich, erstens ihre Freundin zu stören und ihr dann den Grund, weßhalb sie dies gethan, aus-einander-zu-setzen. Ueberdies war sie nach dem, was Abel ihr gesagt, überzeugt, daß er sowohl als seine Tochter sich betrüben, ja vielleicht unwillig sein würden, wenn sie erführen, daß sie bei Mistreß Roß aus dem Dienste gelaufen, und sie fürchtete sich daher, ihnen gegenüber-zu-treten — nicht weil sie sich bewußt gewesen wäre, etwas Unrechtes gethan zu haben, sondern weil sie den Schmerz ihres Mißfallens nicht ertragen konnte.

Kurz, Lilly war mit den besten Absichten von der Welt in eine fürchterliche Klemme gerathen. Sie hatte keine Idee, was sie beginnen sollte, und da sie zu keinem Entschluß kommen konnte, so blieb sie stehen, wo sie war,

lehnte sich an das kleine Gartenthor und büßte ihr Vergehen durch einen unaufhaltsamen Thränenstrom.

Die Zeit verging, sie hörte die fernen Thurmuhren Eins schlagen, gleich darauf nachdem die Glocken wieder verstummt waren, vernahm sie den Schall nahender Fußtritte und Stimmen. Mr. Roß' Haus stand, wie wir schon gesagt haben, an der äußersten Grenze der Stadt, oder vielmehr in der Vorstadt an der nach London führenden Straße unter andern Landhäusern wohlhabender Bürger.

Die sich nähernden Personen kamen von der der Stadt entgegengesetzten Seite her, und da die Nacht außerordentlich ruhig und still war, so vernahm Lilly die Stimmen der Kommenden schon aus ziemlich weiter Entfernung.

Daß sie darüber erschrak, war ganz natürlich. Jedes weibliche Wesen hat eine angeborene Furcht, unbekannten Männern an einsamen Orten zu begegnen, und ohne sich weiter zu besinnen, folgte sie ihrem ersten Impuls und kletterte wieder über das Thor, um sich hinter dem Heckenzaune zu verstecken, der sich zu beiden Seiten desselben hinstreckte.

Mittlerweile kamen die Wanderer immer näher und näher, und da sie in Folge der späten Nachtstunde wahrscheinlich nicht glaubten, daß Jemand sie höre, so sprachen sie ziemlich laut und ungenirt. Gleich die ersten Worte

aber, die klar vernehmlich an Lilly's Ohr schlugen, wurden von einer Stimme gesprochen, die ihr ganz genau bekannt war und Niemandem anders gehörte, als Giles Lintock.

„Es ist das nächste Haus, an welches wir kommen," sagte er.

„Es scheinen schöne Häuser hier zu sein," bemerkte sein Begleiter.

„O ja," entgegnete Giles; „sie gehören lauter reichen Leuten. Dieser Roß hier" — und indem er dies sagte, blieben die beiden Männer an dem kleinen Pförtchen stehen und stemmten sich mit den Armen darauf, gerade an der Stelle, wo Lilly vor wenigen Minuten gestanden hatte — „dieser Roß hat ein Vermögen von wenigstens fünfzigtausend Pfund. Sein Geschäft ist das allerbeste in der ganzen Umgegend."

„Und hier ist sie also?" sagte der andere.

„Ja," entgegnete Giles; „die Leute haben viel Kinder und sie ist Wartemädchen. Aber wird sie denn auch mit Euch gehen, sobald Ihr sie dazu auffordert?" setzte er hinzu. „Dafür kann ich natürlich nicht stehen. Ich habe mich blos anheischig gemacht, Euch zu ihr zu bringen, und das habe ich gethan; wenigstens werde ich es morgen thun, oder wenn Ihr sonst wollt, und dann habe ich ein Recht auf die fünf Pfund. Wenn Ihr die Sache aber nicht schlau anfangt, so wird Mr. Roß fragen, was für

ein Recht Ihr auf das Mädchen habt — das heißt, wenn sie nicht mit gehen will — und ich zweifle, ob der Umstand, daß Ihr ihr Vetter seid, Euch ein gesetzliches Recht auf ihre Person giebt, wenn Ihr nicht zugleich beweisen könnt, daß Ihr auch ihr Vormund seid!"

„Das weiß ich recht wohl," entgegnete der Andere; „ich glaube aber nicht, daß sie sich mir widersetzen wird, wenn ich ihr gegenüber stehe — wenigstens wollte ich es ihr nicht gerathen haben."

„Das ist wohl möglich, wenn sie Niemanden zur Seite hat," antwortete Giles; „wenn aber Mr. und Mistreß Roß ihre Partie nehmen, so wird sich das Ding ganz anders gestalten."

„Sie geht wohl zuweilen allein aus?" sagte der Andere.

„Das versteht sich," entgegnete Giles. „Sie besucht manchmal meine Frau — ich habe sie selbst dort gesehen. Dann könnt Ihr sie leicht wegkapern, ohne daß ein Hahn darnach krähet."

„Mit Eurer Hilfe," entgegnete der Fremde.

„Die sollt Ihr haben," antwortete Giles.

„Wie lange beleibt sie denn aus? — Wißt Ihr das?" fragte der Andere.

„Wahrscheinlich bis um zehn Uhr; länger dürfen die Dienstleute hier in der Regel nicht ausbleiben."

„Wenn die Nächte finsterer wären," sagte der Fremde,

indem er zum Himmel aufblickte, „so wäre die Sache auf dieser Straße ziemlich leicht auszuführen.“

„Nicht gar so leicht, wenn sie sich wehren sollte,“ entgegnete Giles. „An schönen Abenden gehen hier immer Leute hin und her, besonders Sonntags, wo es am wahrscheinlichsten ist, daß sie allein ausgeht. Ueberdies stehen auch dann die Lakaien an den Thoren herum, sehen sich um und necken sich mit den Dienstmädchen in der Nachbarschaft, was sehr oft bis eilf Uhr dauert.“

„Hm!“ sagte der Fremde, als ob er über diese Mittheilungen nachdächte; „könntet Ihr sie nicht einmal durch Eure Frau Abends abholen lassen und Euch dann erbieten, sie wieder nach Hause zu führen?“

„Das könnte ich vielleicht thun,“ antwortete Giles, „aber ich stehe mit meiner Frau nicht auf dem besten Fuße. Ich weiß nicht, ob sie es thun würde, wenn ich ihr nicht einen ganz guten Grund dazu angeben könnte.“

„Den wollen wir uns schon aussinnen,“ entgegnete der Fremde. „Die Hauptsache ist, sie aus diesem Hause zu locken — das Uebrige ist dann sehr leicht.“

„Wir müssen die Sache morgen besprechen,“ sagte der Andere, indem er von dem Thore hinwegging.

„Wie heißt denn dieser Stadttheil?“ fragte der Fremde, indem er Giles folgte.

„Cardigan Terrasse und Mr. Roß wohnt in Nummer 5.“

Dies waren die letzten Worte, welche Lilly's Ohr erreichten, als die beiden Männer nach der Stadt weiter gingen.

Die arme Lilly! Es war dies wieder einmal eine Bestätigung des alten Sprichwortes, daß ein Unglück niemals allein kommt.

Der Fremde war Niemand anders, als Lukas Lytenhaus, der in Folge der Antwort auf seine öffentliche Bekanntmachung ihre Spur aufgefunden hatte, während Giles, der von ihrem beiderseitigen Verhältniß entweder keine Kenntniß hatte oder sich nicht darum kümmerte, eben so wenig als von dem Beweggrunde, aus welchem Lilly ihre Verwandten verlassen, für die ansehnliche Belohnung von fünf Pfund sehr gern bereit war, dem Fremden seine Gefangene wieder einfangen zu helfen.

Gleichzeitig aber lag ihm bei der ganzen Sache an weiter nichts, als an der versprochenen Belohnung, und er hegte insgeheim bedeutende Zweifel, daß es Lukas gelingen werde, seinen Zweck zu erreichen.

Erstens mußte er doch jedenfalls beweisen, welchen Anspruch er auf das Mädchen hatte, und einem so gerüsteten Vertheidiger, wie Mr. Roß, gegenüber, war es nicht wahrscheinlich, daß er einen Anspruch begründen könnte, der ihn ermächtigte, sie selbst gegen ihren Willen fort-zu-führen.

Giles Lintock aber kümmerte sich darum weiter nicht;

auch hatte er durchaus nicht die Absicht, seine eigene Sicherheit dadurch zu gefährden, daß er seinem neuen Bekannten in irgend einem gefährlichen Unternehmen beistand. Zu allen Diensten, die er ihm in Beziehung auf einen schlauen Rathschlag leisten konnte, war er vollkommen bereit, während er gleichzeitig seinen Handel so abgeschlossen, daß, sobald als er Lukas und das junge Mädchen wirklich zusammen gebracht, Anspruch auf Auszahlung der Belohnung hatte, und daß er dies thun könne, daran hegte er nicht den entferntesten Zweifel. Wie hätte er auch daran zweifeln sollen, da er Lilly nur wenige Wochen zuvor in einem so vortrefflichen Dienste wie bei Mistreß Roß verlassen, und wußte, daß von dem Jahre, auf welches sie sich verbindlich gemacht, erst sechs Monate verflossen waren.

Achtes Kapitel.

Eine unverhoffte Reise.

Wir wollen nicht versuchen, den Schrecken und das Entsetzen der armen Lilly zu schildern, während sie, kaum drei Schritt weit von den Sprechenden hinter der Ecke kauernd und aus Furcht vor Entdeckung kaum zu athmen wagend, dieses Gespräch anhörte. Sie war förmlich gelähmt vor Furcht und blieb noch einige Zeit, nachdem die beiden fort waren, regungslos wie in Stein verwandelt sitzen.

Erst nachdem das Echo der Stimmen schon längst verhallt war, wagte sie aus ihrem Versteck hervorzukriechen und einen scheuen Blick nach dem Pförtchen zu werfen, wo sie fast fürchtete, die beiden Männer noch stehen zu sehen.

Aber da die schwachen Strahlen des untergehenden Mondes ihr zeigten, daß Niemand mehr da war, so wagte

sie so geräuschlos als möglich sich auf ihre Füße emporzurichten, und nachdem sie vorsichtig gehorcht, um sich zu überzeugen, daß ihre Feinde nicht zurückkehrten, kletterte sie wieder über das Pförtchen hinaus auf die Straße.

Wäre Lilly nicht an Verstand und Erfahrung ein Kind gewesen, so würde ihr jetzt nichts leichter geworden sein, als sich von allen Mißlichkeiten, die ihr droheten, zu befreien.

Hätte sie soviel Muth zusammenraffen können, vor Mistreß Roß hinzutreten, ihr die Beweggründe, die sie zu dem begangenen Ungebührniß verleitet, auseinanderzusetzen und sie von der ihr drohenden Gefahr zu unterrichten, so hätte sie wahrscheinlich Verzeihung und Schutz gefunden; aber das wußte sie nicht. Sie konnte nicht glauben, daß, nachdem sie sich heimlich fortgeschlichen und die ganze Nacht weggeblieben, ihr jemals Verzeihung zu Theil oder der Zutritt in's Haus wieder gestattet werden würde, und sie hatte keine Ahnung davon, daß Mr. und Mistreß Roß sie gegen die Menschen, deren Eigenthum sie zu sein glaubte, vertheidigen könnten und würden.

Hierzu kam, daß ein instinctartiges Gefühl, welches sich aus der Vergangenheit herschrieb und seinen Grund in ihren unklaren, unbestimmten Begriffen in Bezug auf die Deutung Dessen, was sie im Schwarzen Jäger mit angesehen, hatte, sie bewog, Lukas ungefähr so zu betrachten, wie ein Kind nach den ihm erzählten Ammenmährchen sich

einen Wehrwolf oder Menschenfresser denkt. Eine ungeheure Furcht vor — sie wußte nicht was — packte sie bei dem Gedanken, daß sie wieder in seine Hände fallen könne, und sie hatte ja so eben von ihm selbst gehört, daß er von jedem Mittel unbedenklich Gebrauch machen würde, welches dazu dienen könnte, sie wieder in seine Gewalt zu bekommen.

Ihr einziger und ausschließlicher Gedanke war daher sofortige Flucht, und ohne zu überlegen, wohin sie gehen sollte, oder die wahrscheinlichen Folgen eines so vorschnellen Beginnens, sich allein, mitten in der Nacht auf eine Reise zu wagen, die sie in größere Gefahren stürzen konnte als welchen sie zu entrinnen suchte, zu erwägen, machte sie sich auf und lief so schnell als möglich in der der Stadt entgegengesetzten Richtung auf der Straße fort, bis sie ganz außer Athem war und deßhalb nothgedrungen langsamer gehen mußte.

Mit dem langsamern Schritte stellte sich auch zugleich ein gewisser Grad von Ueberlegung ein, und obschon sie von dem eifrigen Wunsche, aus dem Bereich Derer, die, wie sie fürchtete, sie verfolgten, zu kommen, vorwärts getrieben ward, so fing sie doch an, sich selbst zu fragen, wohin sie eigentlich gehen wolle und was aus ihr werden solle. Da sie jedoch nicht im Stande war, einen vernünftigen und angemessenen Fluchtplan zu entwerfen, und gleichwohl sich fürchtete, umzukehren, so ging sie immer weiter.

Ihr Herz sehnte sich nach Abel, ihrem einzigen Freunde, den sie so gern in dieser großen Verlegenheit zu Rathe gezogen hätte, obschon sie auch sein Mißfallen fürchtete, denn sie war überzeugt, daß er sich sehr bekümmern, ja vielleicht sehr ungehalten auf sie werden würde, wenn er den unklugen Schritt erführe, durch den sie sich eines so vortrefflichen Unterkommens beraubt.

Die Nacht war sehr schön und es dauerte nicht lange, so ward die arme verlassene Wandererin durch das Aufdämmern des Tages erfreut und sie konnte nun wagen, sich am Rande der Straße niederzusetzen und ein wenig auszuruhen.

Die Stimmen einiger sich nahender Männer bewogen sie jedoch, wieder aufzuspringen, und sie eilte fast mit derselben Schnelligkeit wie vorher weiter, bis sie ein Dorf erreichte, und da sie sehr hungrig war und eine ziemliche Summe Geldes in der Tasche hatte, so würde sie sich gern etwas zu essen gekauft haben; die Läden waren aber noch geschlossen, und da sie nicht gern warten wollte, so ging sie durch das Dorf hindurch.

Und nun begannen frühe Wanderer und Feldarbeiter zum Vorschein zu kommen, und dann und wann machte ein ihr Begegnender die Bemerkung, es sei ein schöner Morgen, oder zollte ihr ein ländliches Compliment über ihr frühes Aufstehen, und so schritt sie weiter, ohne daß ihr irgend etwas Besonderes zugestoßen wäre, bis sie, von

Hunger und Müdigkeit erschöpft, sich auf eine kleine steinerne Bank setzte, die an dem Thore einer netten, kleinen, von einem Garten umschlossenen Villa stand.

Hier hatte sie ungefähr eine halbe Stunde mit den Empfindungen eines gehetzten Hasen gesessen, erschreckend über jeden Fußtritt, den sie von Westen her nahen hörte, und durch die Seltsamkeit ihrer Lage so außer alle Fassung gebracht, daß sie durchaus nicht im Stande war, sich über irgend einen Schritt zu entscheiden, der ihre Mißlichkeiten vermindern oder heben könnte, als sie erst die Thür des Hauses und dann das Thor hinter sich im Garten aufschließen hörte, und gleich darauf kam ein Mann heraus, der in seiner Hand einen kleinen Koffer und eine große blaue Pappschachtel trug, welche er am Rande der Straße auf den Boden setzte, worauf er in das Haus zurückkehrte, indem er das Gartenthor ein wenig offen stehen ließ. Auf dem Koffer waren von Messingzwecken die Buchstaben A. T. gebildet und auf der Pappschachtel stand geschrieben: „Mistreß Treadgold, Passagier.“

Gleich darauf kam der Mann wieder heraus und sah die Straße hinab, als ob er etwas erwartete. Dann sah er Lilly an und schien im Begriff zu stehen, sie anzureden, als eine Stimme im Hause „James“ rief und ihn bewog, schnell wieder zu dem Thore hineinzugehen.

Zum dritten Male kam er wieder zum Vorschein, und jetzt, nachdem er einen Augenblick lang gehorcht,

hörte Lilly ihn sagen: „Ich glaube, jetzt kommt sie!" Und dann setzte er, indem er sich zu Lilly wendete, die noch immer auf der steinernen Bank saß, hinzu: „Ihr wartet wohl auch darauf, nicht wahr?"

„Wie?" sagte Lilly, die nicht wußte, was er meinte.

„James!" rief eine Stimme aus dem Hause, „ist das die Kutsche?"

„Ja, Madame, eben kommt sie," antwortete James, indem er wieder zu dem Thore hineinging, aus welchem er gleich darauf wieder in Begleitung einer Dame herauskam, bei deren Erscheinen Lilly von ihrem Sitze aufstand, und in demselben Augenblicke rasselte die Postkutsche um eine Biegung der Straße herum und hielt an dem Thore.

Rasch sprang der Kutscher von dem Bocke, warf das Gepäck in das zu diesem Zwecke hinten am Wagen angebrachte Behältniß, während James den Schlag öffnete und der Dame hineinhalf.

„Na, vorwärts, Kind," sagte der Kutscher, indem er Lilly beim Arme ergriff und sie nach dem Wagen zerrte. „Rasch, rasch, und nicht ängstlich — setzt einen Fuß hier darauf — den andern hier — so ist's recht!" Und ehe Lilly noch recht wußte, wo sie war, sah sie sich mit Hülfe des Kutschers einerseits und des Dieners andererseits auf das Dach der Londoner Postkutsche hinaufgehoben, die gleich darauf mit einer Schnelligkeit von zehn Meilen die Stunde fortrasselte.

Die Wahrheit war, daß der Kutscher, als er ein anständig gekleidetes Dienstmädchen neben der Dame stehen sah, sie sofort für deren Dienerin hielt, während James der Meinung war, sie warte auf die Kutsche.

Dieser Irrthum war auf beiden Seiten ein sehr natürlicher, denn Lilly war sehr gut gekleidet und trug einen hübschen Hut und Shawl und ein Kleid, welches früher von Mistreß Roß selbst getragen worden. Denn da sie als zweite Kinderwärterin mit den Kindern ausgehen mußte, so hatte ihre Herrin ihrem Mangel an Garderobe durch verschiedene Gegenstände aus ihrer eigenen abgeholfen.

Das Seltsamste bei der ganzen Sache war vielleicht, daß Lilly sich ohne Weiteres bestimmen ließ, die Kutsche zu besteigen; dies hatte aber in gewisser Beziehung seinen Grund in der Eile, womit Alles geschah, so daß sie in ihrer Schüchternheit und Unerfahrenheit nicht eher Zeit hatte, ihre Gedanken zu sammeln, als bis sie schon wirklich oben auf dem Wagen saß, wo dann ihr erster Gedanke der war, daß, da ihre Flucht einmal nach dieser Richtung hin ging, sie ihren Zweck viel schneller erreichen werde, wenn sie führe, als wenn sie zu Fuße ginge. Dieser Gedanke bewog sie, sich schweigend in Das zu fügen, was das Schicksal ihr einmal bestimmt zu haben schien.

Es liegt etwas sehr Erheiterndes darin, so von vier Pferden gezogen dahin zu fliegen, während die frische Luft

einem in das Gesicht wehet, und Lilly war für ein so neues Vergnügen keineswegs unempfindlich.

Um acht Uhr ward an einem Wirthshause Halt gemacht, um zu frühstücken, und nachdem sie hier dem Schinken und Brot tüchtig zugesprochen, bezahlte sie mit einer ihrer Guineen und erhielt neunzehn Schillinge Silbergeld wieder heraus, die ihr mehr werth zu sein schienen, als das Gold, welches sie gegeben.

Leute, die um vier Uhr des Morgens eine Reise antreten, werden selten eher redselig, als bis sie ihr Frühstück genossen haben, und demgemäß hatten bis jetzt die sämmtlichen Außenpassagiere stumm und schweigend neben einander gesessen. Jetzt aber schienen, durch den Thee erwärmt und durch Brot, Eier und Schinken gesättigt, Alle zur Unterhaltung aufgelegt zu sein — ausgenommen Lilly, die einmal von jeher an Schweigen gewöhnt war, und ihre nächste Nachbarin, die, wie es schien, die einzige Person auf der Kutsche war, welche demselben Stande anzugehören schien, wie Lilly.

Es war dies eine bleiche, hagere, etwas kränklich aussehende Frau, mit einem kleinen Kinde auf dem Arme, welches nach seinem Wimmern und Weinen an den Zähnen oder irgend einer andern Kinderkrankheit zu leiden schien.

Die Mutter trug ein Kleid von schwarzem Stoff, einen Shawl von derselben Farbe, einen weißen, schon

ziemlich abgenutzten Strohhut, der mit einem einzigen kurzen schwarzen Bande gebunden war und ein paar schwarze baumwollene Handschuhe.

Ihre ganze Erscheinung trug das Gepräge achtungswerther Armuth, und ein Leben des Duldens, Leidens und der Prüfung hatte seine Spuren auf ihrem Antlitze zurückgelassen.

Sie saß mit dem Rücken gegen die Pferde gewendet, eben so wie Lilly, und die Letztere hatte bemerkt, daß sie nicht mit den übrigen Passagieren zum Frühstück abgestiegen war. Als Lilly wieder auf den Wagen hinaufkam, sah sie, daß ihre Nachbarin einen Zwieback verzehrte und dann und wann auch ein Stück davon dem Kinde in den Mund steckte, dessen Unruhe dadurch wenigstens einstweilen beschwichtigt ward.

Auf der andern Seite dieser armen Reisenden, welche den Mittelsitz einnahm, saß ein Mann, der ziemlich gut gekleidet war, aber ein gemeines Gesicht und noch gemeinere Manieren hatte und nach seiner Unterhaltung mit einem ihm gegenübersitzenden Herrn in einem weißen Hute und grünen Jagdrocke ein Stallmeister zu sein schien.

Dieser Mann war keineswegs ein angenehmer Nachbar. Er hatte schon vor dem Frühstück, als man die Pferde wechselte, ein großes Glas Rum und nach dem Frühstück ein zweites getrunken, und nach der Art und Weise, auf welche die kränkliche Frau den Kopf wegwen=

dete, schien der Spiritusdunst ihr sehr lästig zu fallen; als er aber endlich auch eine kurze Pfeife herauszog und ohne Rücksicht auf seine Nachbarn zu rauchen begann, ward es ihr so übel, daß sie sich genöthigt sah, Lilly zu fragen, ob sie ihr ein paar Minuten lang das Kind halten wolle.

Lilly nahm das Kind sehr gern und hätschelte es, so gut sie konnte, und als die Mutter, nachdem sie sich einigermaßen erholt, sich erbot, es wiederzunehmen, erklärte sich Lilly bereit, es noch eine Weile zu behalten.

„Der Kleine wird mir nicht schwer," sagte sie; „ich kann ihn recht gut so halten."

„Er bekommt Zähne, der arme kleine Kerl," sagte die Mutter, „und er ist so unruhig, daß er mich die ganze Nacht kein Auge zuthun läßt. Den Tag über bin ich dann müde und unwohl, denn meine Gesundheit ist überhaupt nicht die beste."

Da dieser Anfang natürlich zu weiterer Unterhaltung führte, so fragte die Fremde, ob Lilly mit ganz bis London fahren werde, und Lilly, welche nicht wußte, wohin eigentlich die Reise ging, antwortete, sie glaube es.

„Ich bin in der Provinz gewesen," sagte die Fremde; „meines Mannes Bruder ist kürzlich gestorben und da mußte ich hin, obschon es mir sehr beschwerlich war, mit einem kleinen kränklichen Kinde zu reisen, während ich obendrein selbst nicht wohl bin, aber Mr. Watts — so

heißt mein Mann — konnte seine Arbeit nicht versäumen und ich mußte daher fort, ich mochte wollen oder nicht."

Hier seufzte sie, als ob die Ergebnisse der Reise ihr eben keinen Ersatz für die Strapatzen derselben gewährt hätten.

„Das Reisen zu Wagen ist auch sehr kostspielig," setzte sie hinzu. „Ich habe sechzehn Schillinge für meinen Platz nach London bezahlen müssen und eben so viel herwärts — das sind zusammen ein Pfund und zwölf Schillinge — viel Geld für arme Leute."

Hier lieferte ein zweiter Seufzer den Commentar zu dem Texte.

„Wie viel werde ich denn bezahlen müssen?" fragte Lilly.

„Von dem Platze an, wo Ihr aufstiegt, etwa vierzehn Schillinge, glaube ich," antwortete Mistreß Watts. „Für Euch bezahlt aber doch wohl Eure Herrin?"

„Nein," sagte Lilly und sah sie mit einiger Ueberraschung an, denn sie konnte sich nicht erklären, woher die Fremde etwas von ihrer Herrin wisse.

„Dann giebt sie Euch das Geld und dann kommt es auf eins hinaus," sagte Mistreß Watts, und da dies ein Axiom war, welches Lilly weiter nicht bestreiten konnte, so antwortete sie auch weiter nichts darauf.

„Mein Mann hatte einen Vetter in Eurem Hause," fuhr Mistreß Watts fort; „er ist aus dieser Gegend ge-

bürtig — es muß sich bei diesen Leuten recht gut leben lassen, nicht wahr?"

„O ja, sehr gut," antwortete Lilly, die über diese unerwartete Erkennung nicht wenig erschrak.

„Ich kannte Mistreß Treadgold schon, ehe sie Mr. Treadgold heirathete," setzte Mistreß Watts hinzu.

„Das ist die in der Kutsche," sagte Lilly, welche das Qui pro quo noch immer nicht begriff; „ihr Name stand auf der Pappschachtel."

„O, ich kenne sie recht gut," sagte Mistreß Watts. „Sie ist eine geborene Miß Allison — es waren ihrer zwei — und diese hier war die schönste und heirathete Mr. Treadgold. Die Andere heirathete einen Mr. Knox und hat einen Putzladen in Oxfordstreet, und Mistreß Treadgold besucht sie alle Jahre einmal. Tom Watts — so heißt meines Mannes Vetter — wußte recht wohl, wo sie hinreis'te, obschon sie immer etwas Anderes vorgab, und ohne Zweifel geht sie jetzt auch hin. Früher aber pflegte sie niemals ein Mädchen mitzunehmen und ich wundere mich, daß sie es jetzt thut."

„Ich glaube nicht, daß sie ein Dienstmädchen hat," entgegnete Lilly; „wenigstens habe ich keins gesehen."

„Ich dachte, Ihr wäret ihr Mädchen," sagte Mistreß Watts, indem sie sich mit einiger Ueberraschung umsah.

„Nein," antwortete Lilly.

„Aber Ihr seid doch bei ihr? Ihr kamt mit ihr an die Kutsche.“

„Nein,“ sagte Lilly; „ich saß blos da, um auszuruhen.“

„Ah so,“ sagte Mistreß Watts, die immer noch keine Ahnung von Lilly's unfreiwilliger Hegira hatte; „dann wohnt Ihr wohl dort in der Nähe?“

„Nicht sehr nahe,“ entgegnete Lilly, „ich hatte einen ziemlichen Weg gemacht.“

Da diese letztere Mittheilung keinen Anlaß zu einer neuen Frage gab, so kam das Gespräch eine Zeit lang in's Stocken und gleich darauf ward Halt gemacht, um die Pferde zu wechseln.

„Das ist zu seiner Zeit ein schönes Pferd gewesen,“ bemerkte der Herr in dem grünen Jagdrocke zu dem mit der Pfeife, als der Hausknecht die schönen Ueberreste eines hellbraunen Jagdrosses herausführte.

„Das wollte ich meinen, Sir,“ entgegnete der Andere; „ich kenne es sehr gut, denn es war zu seiner Zeit eins der schönsten Pferde. Ich verkaufte es selbst vor fünf Jahren an den General Markham. Es stand damals im vierten Jahre.“

„Es ist furchtbar mitgenommen worden,“ bemerkte der Herr, dessen Name Thornley war.

„Ja,“ sagte Elliot, der Stallmeister. „Der General

hält seine Pferde nicht gut; in fünf Jahren ist er mit einem jeden fertig."

„Er wohnt hier herum, nicht wahr?" fragte Mr. Thornley.

„Wir sind nicht lange erst an seiner Besitzung vorübergekommen," entgegnete Elliot. „Er besitzt bedeutende Grundstücke um Welton herum und außerdem noch anderwärts eine Menge Ländereien."

„Ist er verheirathet?" fragte Mr. Thornley.

„Ja, aber nicht zu seinem Glücke," entgegnete Elliot. „Er heirathete aus Trotz und hat dabei ein sehr schlechtes Geschäft gemacht."

„Wie so?" fragte Mr. Thornley.

„Nun sehen Sie, Sir," sagte Elliot, „er war doch der Sohn des alten Markham, des reichen Ostindiers."

„Das weiß ich wohl," sagte Thornley; „derselbe besaß ein ungeheures Vermögen."

„Ja, Sir, und er hinterließ es diesem General Markham — der damals noch Oberst war — und seiner Tochter. Es waren dies seine einzigen Kinder und er hatte nur diese zwei."

„Die Tochter ist, glaube ich, todt," sagte Mr. Thornley. „Ein Bruder von mir traf sie in Calcutta und schilderte sie als sehr liebenswürdig."

„Das ist sie höchst wahrscheinlich gewesen — wenigstens habe ich es auch gehört. Nach dem Testament des

alten Nabobs sollte, wenn sie unvermählt stürbe, ihr Antheil von dem Vermögen ihrem Bruder und dessen Erben zufallen, und umgekehrt, wenn er unvermählt starb, so erbte sie seinen Theil. Sehr natürlich wünschte er nun, daß das Mädchen nicht heirathen möchte; diese aber war durchaus nicht derselben Meinung und es dauerte nicht lange, so verliebte sie sich in einen Capitain, der bei einem Infanterieregiment stand — Charlie Adams hieß er und war ein ganz ungewöhnlich schöner junger Mann. Wir verkauften ihm das erste Pferd, welches er je besessen — es war eine Fuchsstute, ziemlich vierzehn Viertel hoch und ein herrliches Pferd. Sie gewann ihm mehrere Prämien, ehe er nach Indien ging, dann verkaufte er sie an den Oberst Gordon, und was später aus ihr geworden ist, weiß ich nicht."

„Und Miß Markham heirathete den Capitain Adams, nicht wahr?" sagte Mr. Thornley, der sich für die Biographie der Familie Markham mehr interessirte, als für die der Fuchsstute.

„Ja, Sir, sie heirathete ihn zu ihrem Unglück, noch dazu ehe sie mündig war, und gegen den Willen ihres Bruders."

„Die Heirath war also eine unglückliche? Vertrugen sich die jungen Eheleute nicht?"

„Ich glaube, sie vertrugen sich ganz gut, Sir; aber sehen Sie, ihr Bruder, der sich in seiner Erwartung ge-

täuscht sah — denn sie war von schwächlicher Gesundheit und ich glaube, er hoffte, sie werde sterben und das ganze Vermögen ihm hinterlassen — that alles Mögliche, was er ihnen in den Weg legen konnte und erhielt sie in fortwährender Armuth."

„Aber ihr Vermögen konnte er ihr doch nicht vorenthalten," sagte Mr. Thornley.

„Ja, sogar hierin war das Glück ihnen entgegen. Sie hatten nämlich ein Kind, ich glaube, es war ein Knabe — doch nein, es fällt mir eben ein, es war ein Mädchen — also in dieses Kind waren sie ganz vernarrt und wollten es durchaus nicht gern mit nach Indien nehmen, als der Capitain Ordre erhielt, dorthin zu gehen. Wie es aber scheint, hatten sie Niemanden, dem sie es übergeben konnten, denn es war noch ganz klein, und deßhalb nahmen sie es mit. Sie hatten indessen die Absicht, sobald sie — das heißt Mistreß Adams — mündig wäre und in den Besitz ihres Vermögens käme, wieder nach England zurückzukehren; mittlerweile aber war ihr Gatte, Charles Adams, Major geworden und wollte nicht gern den Dienst verlassen. Anstatt daher selbst zu kommen, schickten sie das Kind unter der Obhut eines Verwandten nach Hause; das Schiff aber scheiterte im Kanal und sämmtliche Mannschaft und Passagiere kamen um's Leben."

„Und nun fiel das Vermögen dem Bruder zu?"

„Nein, Sir; von Rechtswegen hätte es dem Ehegatten zufallen sollen, denn ob es der alte Nabob so gemeint hatte oder nicht, das ist nicht klar, wohl aber lautete das Testament dahin, daß in Ermangelung von Erben das Geld dem Gemahl der Tochter zufallen solle."

„Und bekam er es denn nicht?"

„Er hat nie einen Heller davon bekommen, Sir, obschon es jetzt wohl zwölf bis vierzehn Jahre her sind, seitdem der Hastings — so hieß das Schiff, in welchem das Kind nach Hause geschickt ward — scheiterte. Die Mutter überlebte, wie ich gehört habe, die Trauerpost nicht lange. Sie starb am gebrochenen Herzen."

„Aber wie konnte man denn dem Major Adams das Vermögen vorenthalten?"

„Ja, lieber Himmel, Sir, wenn die Advocaten tüchtig geschmiert werden, so machen sie sonst etwas möglich."

„Aber einen Vorwand mußte man doch haben," bemerkte Thornley.

„Nun sehen Sie, der General griff zuerst das Testament an. Er behauptete, es sei niemals die Absicht des Nabobs gewesen, daß das Geld aus der Familie gehen solle — vielleicht hatte er auch Recht damit. Indessen, das Testament lautete einmal so, und Charlie Adams gewann diesen Prozeß. Nun aber machte der General

den Tod des Kindes streitig, der, wie er sagte, nicht bewiesen werden kann, und da er Geld genug besitzt und Oberst Adams — denn er ist jetzt Oberst — sein ganzes kleines Vermögen auf den ersten Prozeß verwendet hat, so hat er nicht mehr die Mittel, um auch diesen zweiten durchzuführen."

„Ich verstehe," sagte Mr. Thornley; „obschon der General das Geld nicht selbst bekommen kann, so kann er es doch wenigstens dem Andern vorenthalten."

„Ganz richtig, Sir, und ich glaube, der Oberst — nämlich Oberst Adams — befindet sich in Folge dieser Geschichten in einer sehr bedrängten Lage, um so mehr, als er ungefähr ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Frau wieder geheirathet hat."

„Und hatte denn seine zweite Frau kein Vermögen?" fragte Thornley.

„Keinen rothen Heller, Sir, so viel ich weiß; sie war, glaube ich, die Tochter eines Kameraden des Capitains — ein schönes Geschöpf, aber kein Geld."

„Sind denn Kinder aus dieser zweiten Ehe vorhanden?" fragte der Andere.

„Ein einziger Sohn, ein netter Knabe von etwa acht Jahren. Ich glaube nicht, daß sie alle Drei außer dem Halbsold des Obersten viel zu verthun haben, denn als er erfuhr, daß der erste Prozeß zu seinen Gunsten

entschieden werden würde, verließ er das Regiment und kam nach Hause."

„Es ist zu beklagen, daß das Gesetz zu einer solchen Waffe für Neid und Bosheit gemacht werden kann!" sagte Mr. Thornley. „Aber wen heirathete denn der General?"

„Na, Sir, der war in so großer Eile, eine Frau zu bekommen, als er fand, daß seine Schwester entschlossen war, Charlie Adams zu heirathen, daß er aus Furcht, er möchte selbst sterben und ihr sein Vermögen hinterlassen müssen, sich den Sprung, den er thun wollte, gar nicht erst überlegte, sondern ohne Weiteres seine eigene Magd heirathete. Diese war von Ansehen allerdings ein sehr schönes Mädchen, aber —"

Hier machte Mr. Elliot eine Geberde, in welcher für den Ehestand des Generals eben nichts Schmeichelhaftes lag.

„Sie läßt ihn wohl für seine Thorheit büßen, nicht wahr?"

„Ich denke mir's wenigstens. Sie sahen wohl die Dame, die mit uns frühstückte — die heute Morgen an der Villa einstieg — ihr Mann ist der Agent des Generals und verwaltet ihm seine Güter. Wie man sagt, muß er aber nicht blos die Unterthanen im Zaume halten, sondern auch die Frau des Generals — denn obschon sich Jedermann vor dem General fürchtet, so fürchtet

sich doch der General vor seiner eigenen Frau — wenigstens sagen es die Leute."

„Na, mich dauert er nicht," sagte Mr. Thornley.

„Ich glaube, es werden ihn überhaupt wenig Leute bedauern," entgegnete Elliot.

Neuntes Kapitel.

Ein Freund in der Noth.

Lilly hätte gewünscht, daß die Reise nach London gar kein Ende hätte, wenigstens nicht, so lange sie Geld genug hatte, um das Fahrgeld und ihre Zeche in den verschiedenen Gasthöfen zu bezahlen, wo sie anhielten, um zu frühstücken und zu Mittag und Abend zu speisen. Sie hatte noch niemals etwas so Angenehmes kennen gelernt, wie dieses wilde Durchschneiden der Luft blos zu dem Zwecke, sich Appetit zu machen, welchen sie dann auch gerade an den geeignetsten Haltepunkten Gelegenheit hatte, auf die vollständigste Weise zu befriedigen. Hätte sie sich des Gedankens entschlagen können, was wohl aus ihr werden solle, wenn der Wagen das Endziel seiner Bestimmung erreicht habe, so würde sie sich in einem Zustande wirklicher Glückseligkeit befunden haben.

Aber selbst diese Besorgniß äußerte nicht den Druck auf sie, den sie auf eine Person, welche die Welt und die Menschen besser kannte, ausgeübt haben würde. Sie verstand, mit Einem Worte, das Eigenthümliche ihrer Lage nicht genug, um sich sehr unglücklich zu fühlen, und unter den hundert Gefahren, von denen sie nothwendiger Weise umringt war, sah sie blos eine, nämlich die Verfolgung, die sie von Jacob Lyttenhaus zu fürchten hatte, und dieser ward sie doch mit jeder Meile, die sie zurücklegte, mehr entrückt.

„Ist das London?“ fragte Lilly zum dritten Male, als sie durch Kensington fuhren.

„Nein, aber wir sind nun nicht mehr weit davon,“ antwortete Mistreß Watts. „Ihr habt wohl einen Bekannten, der Euch auf dem Postbureau erwartet?“

„Nein,“ antwortete Lilly, „ich kenne Niemanden in London.“

„Nun, wie wollt Ihr Euch denn da zurecht finden?“ fragte ihre neue Bekannte ganz natürlich.

„Das weiß ich nicht,“ sagte Lilly.

„Vielleicht habt Ihr einen Brief an Jemanden?“ sagte Mistreß Watts.

„Nein, den habe ich auch nicht.“

„Aber, mein Himmel!“ rief Mistreß Watts, „wie wollt Ihr Euch denn da zurecht finden? Was wollt Ihr denn in London?“

Dies war eine Frage, die sich leichter thun als beantworten ließ. Lilly erröthete, und da sie nicht wußte, wie sie sich über ihre Lage aussprechen sollte, so schwieg sie, so daß ihre Gefährtin ganz natürlich auf den Argwohn kam, sie habe es hier mit einem Flüchtlinge zu thun.

Aber aus welchem Grunde war sie geflohen? Geld schien sie genug zu haben, denn so oft die Passagiere abstiegen, um etwas zu genießen, war sie auch mit dabei gewesen, sie hatte ihr Fahrgeld bezahlt und einmal eine Guinee aus der Tasche gezogen, um dem Kinde etwas damit vorzumachen.

Es war nicht leicht, gegen eine Person in so sonderbaren Verhältnissen nicht Verdacht zu schöpfen. Hatte sie Jemanden bestohlen und suchte sie der Gerechtigkeit zu entfliehen? Oder war sie ein Mädchen von schlechtem Rufe, welches sich nach London begab, um dort ein unmoralisches Handwerk zu treiben?

Doch nein, ein so ruhiges, bescheidenes, anscheinend so einfaches und unerfahrenes Geschöpf konnte ganz gewiß nicht das Letztere sein. Die erstere Vermuthung schien die wahrscheinlichere, denn es haben sich oft sehr einfältig aussehende Mädchen solcher Vergehungen schuldig gemacht.

Nichtsdestoweniger ward Mistreß Watts theils durch Neugier, theils durch Gutmüthigkeit getrieben, noch fernere Fragen zu thun, was ohne Gefahr, gehört zu werden,

geschehen konnte, denn sie saßen dicht neben einander und das Rasseln der Räder übertäubte ihre Stimmen.

„Aber wo gedenkt Ihr denn zu schlafen?" fragte sie, das Verhör wieder aufnehmend.

„Das weiß ich nicht," entgegnete Lilly. „Wißt Ihr vielleicht so einen Ort?"

„So spät in der Nacht empfangen die Leute nicht gern Fremde — das heißt solide Leute," sagte Mistreß Watts, indem sie das Wort solide betonte.

Lilly meinte bei sich selbst, dies könne wohl nicht richtig sein, denn als sie mit Abel reis'te, war sie in dieser Beziehung niemals auf eine Schwierigkeit gestoßen.

„Und in einem unsoliden Hause wünschtet Ihr doch nicht einzukehren?" fuhr Mistreß Watts fort, um sie auszuhorchen.

„Nein," sagte Lilly, „vor solchen Orten fürchte ich mich," denn im Laufe ihrer Reisen hatte sie Abel auf dergleichen Lokalitäten aufmerksam gemacht und Bemerkungen über die Unsicherheit derselben hinzugefügt.

„Und wenn Ihr viel Geld habt, so kann man es Euch sehr leicht stehlen," sagte Mistreß Watts.

„Wirklich?" rief Lilly, und fing an ängstlich zu werden, denn die Erlebnisse des heutigen Tages hatten sie den Werth ihres Geldes kennen gelehrt.

„In London wimmelt es von Dieben," sagte Mistreß Watts.

„Ach, was Ihr nicht sagt!" sagte Lilly, und machte ein furchtsames Gesicht.

„Ja wohl," entgegnete Mistreß Watts; „sie lauern den Leuten aus der Provinz förmlich auf, und wenn Ihr Euch nicht in Acht nehmt, so nehmen sie Euch Eure ganzen Habseligkeiten."

„Wo soll ich es dann hinthun?" sagte Lilly, indem sie aus ihrer Tasche das braune Papier herauszog, in welches sie ihr Vermögen gewickelt hatte und welches in diesem Augenblicke noch aus einer Guinee in Gold und dem größten Theile einer zweiten in Silber bestand.

„Das weiß ich nicht," entgegnete Mistreß Watts. „Wie viel habt Ihr denn?"

„Diese Guinee und dieses ganze Silbergeld — ich glaube, es sind achtzehn Schillinge," entgegnete Lilly, indem sie ganz unbefangen ihren Schatz den Augen der Fremden enthüllte.

„Eine Diebin ist sie nicht," dachte Mistreß Watts. „Ich hätte beinahe Lust, zu fragen, wo sie es her hat."

Diese Frage war bei Lilly's Einfalt eine weit weniger schwierige, als man glauben sollte, und Mistreß Watts that sie daher.

„Es ist mein Lohn auf ein halbes Jahr," sagte sie. „Es waren erst drei Guineen, aber ich wechselte zwei, um den Kutscher und das Essen zu bezahlen."

„Vielleicht geht Ihr nach London, um dort einen

Dienst zu suchen," sagte Mistreß Watts, und war sehr geneigt, zu glauben, was Lilly ihr gesagt.

„Ich würde mich sehr freuen, wenn ich einen bekommen könnte," antwortete Lilly.

„Aber dann wird man Euch nach einem Atteſtate von Eurer letzten Herrschaft fragen," sagte Mistreß Watts.

Hier verrieth Lilly's Erröthen sie abermals.

„Sie will Euch wohl kein Atteſtat geben?" fragte Mistreß Watts.

„Ich weiß es nicht," murmelte Lilly und zeigte eine sehr beschämte Miene, denn jetzt zum ersten Male in ihrem Leben begann sie die Wichtigkeit Dessen zu fühlen, was sie so leichtsinnig verscherzt und die unvermeidliche Schande und Kränkung, welche eine Folge dieses Mangels ist.

„Wurdet Ihr denn etwa wegen eines Versehens fortgeschickt?" fragte Mistreß Watts.

„Nein, ich bin nicht fortgeschickt worden," entgegnete Lilly, „ich war blos ohne Erlaubniß fortgegangen."

„Und man wollte Euch wohl dann nicht wieder nehmen?"

„Das weiß ich nicht — ich hab' es nicht versucht," antwortete Lilly.

„Hat man Euch mißhandelt? Gefiel es Euch nicht in diesem Dienste?"

„O ja, es gefiel mir ganz gut," antwortete Lilly; „ich war fortgegangen, um Jemanden zu besuchen, und als ich wieder kam, war es sehr spät und ich fürchtete, die Kindermuhme würde sehr böse sein und Mistreß Roß sagen, daß ich ohne Erlaubniß ausgegangen sei."

„Aber weßhalb habt Ihr Euch denn da gleich auf den Weg nach London gemacht? Hattet Ihr denn keine Freunde, zu denen Ihr gehen konntet?"

„Nein," sagte Lilly. „Ich habe blos zwei Freunde, und der Eine ist in dem Armenhause und die Andere ist sehr arm und ihr Mann wollte mich nicht da bleiben lassen."

Dies war auch ganz wahr, denn Giles, der nicht ahnte, welche Beute er verjagte, hatte sich früher wiederholt dagegen erklärt, daß Martha das fremde Mädchen unter ihrem Dache beherberge.

„Aber was bewog Euch denn, nach London zu gehen?" fragte Mistreß Watts endlich, und jetzt entdeckte sie erst, daß Lilly's Reise, wenigstens in so weit die Postkutsche in Frage kam, eine ganz unfreiwillige war.

„Ach, du mein Himmel! so etwas ist mir doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen!" rief Mistreß Watts, und wohl hatte sie Grund, zu erstaunen, da die eigentliche Ursache von Lilly's Flucht ihr noch ein Geheimniß war und der angebliche ein sehr unzureichender Grund zu sein schien, einen solchen gewagten Schritt zu

thun. Lilly's Furcht vor Lukas war aber so groß, daß es ihr kaum möglich gewesen wäre, auch nur seinen Namen zu nennen, viel weniger die Geschichte ihrer Verfolgung zu erzählen.

Da sie überdies trotz Dessen, was Abel ihr in dieser Beziehung gesagt, sich nicht des Gedankens entschlagen konnte, daß ihre Vettern sie beanspruchen würden und könnten, sobald sie wüßten, wo sie wäre, um sie sodann zur Rückkehr zu zwingen, so verschloß ihr ein instinktartiges Gefühl der Vorsicht den Mund.

„Ich kann mir gar nicht denken, was Ihr anfangen sollt!“ fuhr Mistreß Watts fort, indem sie sie mit großen Augen ansah und sich fragte, ob sie wohl blödsinnig oder nicht recht richtig im Kopfe sei; „also Ihr kennt Mistreß Treadgold nicht?“

Denn sie glaubte immer noch, Lilly sei nicht weit von ihrem Wohnorte entfernt gewesen, als der Kutscher sie halb mit Gewalt gezwungen hatte, den Wagen zu besteigen.

„Die könnte Euch helfen,“ setzte sie hinzu.

„Nein, ich habe sie noch niemals zuvor gesehen,“ sagte Lilly und ward sehr unruhig, als sie sah, welchen Eindruck ihre Lage auf ihre Reisegefährtin machte, und als sie anfing zu weinen, ward dadurch die Aufmerksamkeit der Passagiere in ihrer Nähe rege gemacht und der Herr in dem grünen Rocke fragte, was ihr fehle.

Lilly schwieg, aber Mistreß Watts sagte, das junge Mädchen habe thörigter Weise ihren Dienst in der Provinz verlassen und wolle nun nach London, ohne dort einen bekannten Menschen zu haben.

„Warum geht sie denn dann nicht wieder zurück zu ihren Freunden?“ fragte Mr. Thornley.

„Sehr richtig, Sir,“ sagte Elliot, „warum geht sie denn nicht wieder zurück? Wir sind schon einem halben Dutzend Kutschen begegnet, welche dieselbe Straße fahren und die sie gern mitgenommen haben würden.“

Da Lilly, obschon man eine Zeitlang auf diese Weise in sie drang, sich doch nicht überwinden konnte, den Grund anzugeben, weßhalb sie diesen Rath nicht befolgte, so wurden die beiden Herren ebenfalls argwöhnisch und flüsterten einander zu, daß sie wahrscheinlich zu dem Schritt, den sie gethan, guten Grund gehabt hätte.

Indessen, die Sache ging sie weiter nichts an, und da sie jetzt das Ende der Reise erreicht hatten und der Wagen in den Hof des Gasthauses hinein fuhr, so bekümmerten sie sich um ihre Angelegenheiten, nämlich um Uebernahme ihres Gepäckes, Bezahlung des Fahrgeldes und Herbeischaffung von Fuhrwerken, um sich von diesen nach ihren verschiedenen Wohnungen bringen zu lassen.

Mittlerweile waren Mistreß Watts und Lilly ebenfalls abgestiegen, und da die Erstere nur ein Bündel und die Letztere gar nichts bei sich hatte, so war ihr Geschäft

mit dem Wagenführer sehr bald beendet und es blieb ihnen weiter nichts zu thun übrig, als nach irgend einer beliebigen Richtung fortzugehen. Lilly aber blieb stehen, weil sie nicht wußte, wo sie hin sollte, und Mistreß Watts that dasselbe, wiewohl aus einem andern Grunde.

Sie selbst war Mistreß Treadgold nicht ganz unbekannt und hatte während der letzten Viertelstunde der Reise den Entschluß gefaßt, mit dieser Dame, sobald sie aus dem Wagen steigen würde, wegen ihres verlassenen Mitpassagiers zu sprechen.

Dieser Entschluß war jedoch nicht so leicht auszuführen, als er gefaßt worden war.

Zwei Herren waren mit einem Wagen bereit, die Dame zu empfangen, und fuhren mit ihr so rasch davon, daß es, wenn sie nicht auf höchst zudringliche Weise ihre ersten Begrüßungen mit ihren Freunden unterbrechen wollte, ihr nicht möglich war, sie anzureden. So blieb die arme Frau stehen und sah Lilly an, was sie wohl beginnen würde.

„Na, aus dem Wege da, Mädchen!“ rief ein Mann mit einem Fahrscheine in der Hand; „hier ist kein Platz für Euch,“ worauf Lilly drei Schritte von der Thür seitwärts ging und dann wieder stehen blieb. „Platz gemacht!“ rief er gleich darauf wieder, indem er ihr einen Schub gab, „da kommt wieder ein Wagen — Ihr wollt wohl gerne überfahren sein?“

„Wartet Ihr vielleicht auf mich, liebes Kind?“ sagte ein junger Mann von gemeinem Aussehen, der auf der Schwelle gestanden und die Worte des Fahrbureau-Expedienten gehört hatte. Indem er dies sagte, versuchte er seinen Arm um Lilly's Taille zu schlingen.

„Nein, Sir,“ sagte sie, indem sie sich ungestüm los machte.

„Aber das ist sehr unfreundlich von Euch,“ entgegnete er, bei seinen unwillkommenen Aufmerksamkeiten beharrend; „ich bin überzeugt, Ihr würdet nicht Nein sagen, wenn Ihr mich besser kenntet. Seid Ihr ganz fremd in London? Kommt, ich kann Euch von Nutzen sein.“

„Bitte, lassen Sie mich gehen, Sir,“ sagte Lilly, indem sie in Thränen ausbrach.

„Kommt mit mir!“ sagte Mistreß Watts, indem sie vortrat und sie beim Arme ergriff, „ich kann es doch nicht über's Herz bringen, Euch hier allein zu lassen.“

Zehntes Kapitel.

Die Armen sind die Freunde der Armen.

Lilly bedurfte keiner zweiten Einladung, um sich bestimmen zu lassen, ihre gute Samariterin zu begleiten, denn sie begann jetzt einen Begriff davon zu bekommen, was es heißt, ein hilfloser Fremdling ohne einen einzigen Freund in einer großen Stadt zu sein.

„Wir sind nur arme Leute,“ sagte Mistreß Watts, indem sie mit einander durch die damals nur noch düster erleuchtete Stadt hinschritten, „aber ich hätte es bei meinem Gewissen nicht verantworten können, wenn ich Euch zu so später Nachtstunde allein auf den Straßen herumlaufen ließe. Wir haben keine Gastbetten, aber ich werde Euch ein Lager auf der Diele machen, und auf jeden Fall seid Ihr doch in guten Händen und morgen werdet Ihr am besten thun, wenn Ihr wieder hingehet,

wo Ihr hergekommen seid, ehe Ihr Euer ganzes Geld verthut."

Dies war ein hartes Wort für Lilly, denn umkehren hieß nichts Anderes, als dem Ungeheuer in den Rachen laufen, welches sie zu verschlingen lauerte — wenigstens war das ihre Meinung.

Indessen, es war jetzt keine Zeit, Einwendungen zu machen, und so trabte sie durch Straßen und Gäßchen weiter und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte, doch sagte sie nichts, bis sie einen ärmlichen Stadttheil, zwischen Holborn und dem Strand, erreichten, wo Mistreß Watts und ihr Gatte zwei Zimmer im obern Stockwerk gemiethet hatten.

Obschon es beinahe Mitternacht war, so waren doch sowohl in dem Hause als auch auf der Straße noch keine Anzeichen von Ruhe zu bemerken.

An einer Stelle der letztern waren zwei Männer in einer hitzigen Rauferei begriffen; das Licht eines Branntweinpalastes strahlte hell an einer andern, ein armes Geschöpf mit dem Ueberreste einer melodischen Stimme sang auf der Mitte der Straße einen Gassenhauer, und an der Thür des Hauses, in das Mistreß Watts trat, stand eine stämmige Frau, die einen kleinen Mann von erbärmlichem Aussehen, der ihr Gatte zu sein schien, nicht in's Haus lassen wollte, indem sie ihn beschuldigte, daß

er seit dem vorigen Sonnabend früh nicht wieder nach Hause gekommen sei.

Glücklicher Weise war sie mit dieser ihrer eigenen Angelegenheit viel zu sehr beschäftigt, als daß sie Mistreß Watts beachtet hätte, die (aus verschiedenen Gründen sehr froh, unbemerkt zu bleiben) so still als möglich an ihr vorbei-schlüpfte und, von Lilly gefolgt, die Treppe hinauf-stieg. Ihr Mann lag schon im Bette; aber als er ihre Stimme erkannte, stand er auf und ließ sie ein.

„Ah, Jane!“ sagte er, „bist Du es? Nun, wie steht's?“ fragte er, als er aber Lilly bemerkte, setzte er hinzu: „Was, ist das meines Bruders Tochter?“

„Nein,“ sagte Mistreß Watts. „Es ist ein armes Mädchen, welches die Reise mit mir gemacht hat und nicht weiß, wo sie übernachten soll. Ich wollte sie nicht gern verlassen, denn sie hätte müssen die ganze Nacht auf der Straße herum-laufen.“

„Das hast Du recht gemacht,“ sagte John, indem er jetzt, nachdem er sich von seiner Ueberraschung erholt, sich auf sein Negligée besann und sich bescheiden hinter die Thür zurückzog; „sie kann sich in mein Bett legen und ich will mir in der Nebenstube ein Lager machen.“

„Nein, nein, bleib' nur in Deinem Bette, John,“ entgegnete die Frau, „sie ist jung und gesund und wird überall gut schlafen.“

Johns Gastfreundschaft aber wollte von einem solchen

Arrangement nichts hören und Lilly sah sich endlich im Bette neben einem hübschen Mädchen von etwa sechs Jahren, die sich weder durch die Ankunft der Mutter noch durch den Wechsel des Schlafkameraden aus ihrem Schlafe stören ließ, während John, nachdem er schnell seine Kleider angezogen, sich in das Nebenzimmer begab, um sich die Abenteuer seines Weibes erzählen zu lassen.

Leider hatte sie nicht viel Gutes zu melden.

Johns Bruder, Abraham, der kürzlich gestorben war, hatte, wie seine armen Verwandten glaubten, ein hübsches Sümmchen Geld zusammengespart, welches er nicht den Muth hatte, zu verthun, und da man wußte, daß er nicht verheirathet war, obschon das Gerücht ging, er habe eine uneheliche Tochter, so hoffte der arme John, Erbe dieses Reichthums zu werden.

Aber es gab keinen Reichthum zu erben; Abraham war für einen Geizhals gehalten werden und er widersprach kluger Weise diesem Gerüchte nicht; in Wahrheit aber war er sehr arm und hatte nichts zusammenzuscharren. Indessen hatte der Ruf des Reichthums, in welchem er während seines Lebens stand, ihm mancherlei gute Dienste geleistet und ihn von vielen Uebeln der Armuth befreit, und als er starb und die Leute ihren Irrthum einsahen, mochten sie ihren Aerger verbeißen, so gut sie konnten.

So dachte Abraham Watts, und selbst mit Beziehung

auf seinen Bruder war er eben so gleichgiltig, indem er sich nicht selten in's Fäustchen lachte, wenn er daran dachte, was für ein Nest John auszunehmen gedachte.

Für John aber und Jane war es kein Spaß, und nur mit der größten Mühe konnte Letzterer in seiner Ehrlichkeit und Einfalt zu dem Glauben gebracht werden, daß sein Bruder sie wirklich auf so grausame Weise getäuscht habe. Er hatte ein kleines Packet von Abrahams Briefen in einem alten Koffer, und diese suchte er jetzt zu seiner Selbstrechtfertigung hervor. Allerdings war darin genug enthalten, um die von ihm gehegten Erwartungen zu rechtfertigen. Fast in allen diesen Briefen fanden sich Anspielungen auf sein „Vermögen" und auf den Umstand, daß er keine Erben habe, als seinen Bruder John.

Kurz, er hatte den armen John grausam zum Besten gehabt, und dieser, der Allem, was er gesagt, unbedingten Glauben geschenkt, hatte sein Weib gleich nach Empfang des Briefes, in welchem ihm der Tod seines Bruders gemeldet ward, fortgeschickt und auf die Kosten der Reise zu einer Zeit, wo ihn selbst der drückendste Mangel peinigte, alles Geld, was er noch zusammenbringen konnte und welches sich auf ungefähr drei Pfund belief, verwendet — gerade, als er seiner Wirthin, Mistreß Thom, ein Pfund für den Hauszins schuldig war.

Auf diese Weise hatte, wie dies bei armen Leuten

oft geschieht, dieser trügerische Hoffnungsschimmer nur dazu gedient, sie in noch tieferes Elend zu stürzen, als in welchem sie sich vorher befanden.

Eine Zeitlang blieben die armen Ehegatten noch wach, um über ihr Unglück zu sprechen, Leute aber, die um's tägliche Brot arbeiten müssen, können ihre Nachtruhe nicht entbehren, und die Ermüdung, welche ihnen den Schlaf bereitet, welcher den Pfühl des reichen Unglücklichen flieht, ist Arzenei und ein bedeutendes Gegengewicht für ihren Jammer.

Am nächsten Morgen ward Lilly durch das Weinen des kleinen Mädchens aufgeweckt, welche, als sie die Augen aufschlug, nicht wenig erschrak, eine fremde Person im Bette neben sich zu sehen; der Anblick ihrer Mutter aber trocknete ihre Thränen sehr bald, und die arme Familie stand auf und setzte sich zu ihrem bescheidenen Frühstück.

Während dieses Mahles ward John zuerst von Lilly's Geschichte, so weit seine Frau dieselbe kannte, unterrichtet. Er war ein geduldiger, mit vieler Arbeit geplagter, gutmüthiger Mann und es fiel ihm daher nicht ein, sich über ihre Thorheit in unfreundlichen oder schroffen Bemerkungen zu äußern. Ihm war die Furcht, welche sie abgehalten hatte, nach dem begangenen Ungebührnisse wieder in ihren Dienst zu gehen, sehr erklärlich, aber dennoch empfahl er ihr eben so, wie schon seine Frau

gethan, sich unverweilt auf den Rückweg zu machen, und erbot sich, ihr, wenn er auf seine Arbeit ginge, einen Platz in dem, nächsten Abend abgehenden Wagen, zu bestellen.

„Ich sehe, daß Ihr keine Lust habt, wieder zurückzukehren,“ sagte er; denn obschon Lilly keine Einwendung zu machen wagte, so zeigte sie doch jedes Mal, als sie ihr Urtheil wiederholen hörte, eine sehr niedergeschlagene Miene; „aber wenn Ihr keine Bekannten oder nicht sonst Jemanden habt, der Euch ein Attest giebt, so könnt Ihr hier Euer Fortkommen unmöglich finden. Wenn wir etwas für Euch thun könnten, so würden wir es gern thun, aber wir können uns selbst nicht helfen. London ist kein Platz für einen Fremdling, ganz besonders nicht für ein junges Mädchen wie Ihr.“

Und Johns wie Ihr war nicht ohne Bedeutung, denn Lilly war jetzt ein sehr hübsches Mädchen geworden. Der dicke weiße Teint, der sie früher entstellt, war einem klaren Roth und Weiß gewichen, und Jedermann weiß, daß Rosen und Lilien mit weiblicher Schönheit viel zu thun haben; während der schwerfällige, träge Ausdruck, den ihre Züge durch Druck und allzuschwere Arbeit angenommen hatten, in den Ausdruck außerordentlicher Einfachheit und Gutmüthigkeit übergegangen war, worin auch wirklich gegenwärtig das unterscheidende Merkmal ihrer Gemüthsart bestand.

Sie waren mit dem Frühstück fertig und John schickte sich eben an, sich auf seine tägliche Arbeit zu begeben, als die Thür aufging und Mistreß Thom hereintrat, die große starke Frau, welche den Abend vorher, als die Reisenden anlangten, ihrem Manne eine so nachdrückliche Strafpredigt gehalten hatte.

Ein unwillkommnerer Besuch hätte kaum erscheinen können, und der Ausdruck der beiden Gesichter, die ihrem Blicke begegneten, war durchaus nicht geeignet, den Ton ihres späteren Gesprächs zu mildern.

Indessen, Mistreß Watts bot ihr den Stuhl, von welchem sie so eben selbst erst aufgestanden war, während John wieder in den seinen auf der entgegengesetzten Seite des Tisches zurücksank und so viel Fassung als möglich zusammenzuraffen suchte, um der Hitze des Gefechts entgegen-zu-gehen.

Hätte Lilly mehr savoir vivre besessen, so würde sie sich natürlich in das Nebenzimmer entfernt haben, sobald sie bemerkte, daß der Besuch ein Geschäftsbesuch war, und hätte sie dies gethan, so würde wahrscheinlich der ganze Verlauf ihres künftigen Lebens eine andere Richtung genommen haben. So aber blieb sie, ihrer Schüchternheit und Unwissenheit zufolge, sitzen, wo sie war — nämlich auf einer hölzernen Truhe in einem Winkel des Zimmers, mit dem kleinen Kinde auf dem Schooße,

welches die Mutter sie so eben gebeten hatte, einige Augenblicks zu warten.

„Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, was mich so frühzeitig heraufführt," sagte Mistreß Thom in trockenem, entschiedenem Tone. „Blos weil ich ganz gewiß darauf rechnete, das Geld zu bekommen, sobald Eure Frau wieder käme, habe ich gewartet, denn es hat mir sehr daran gefehlt, das kann ich Euch sagen. Mein Mann, der versoffene Hallunke, kam erst gestern Abend wieder, seitdem er seinen Lohn bekommen, und ich wollte ihn eigentlich gar nicht herein lassen."

„Ich schickte ihn aber nicht wieder fort, wenn er käme, wenn ich an Eurer Stelle wäre," sagte Mistreß Watts.

„Nicht!" rief Mistreß Thom entrüstet; „Ihr meint wohl, ich soll ein solches versoffenes Vieh noch hätscheln? Warum bringt er sein Geld nicht nach Hause zu seiner Frau und seinen armen Kindern, die es brauchen? Wenn ich es auch so machen wollte, wie er, was sollte aus uns Allen werden? Wenn ich meine Vermiethungen nicht noch hätte, so hätten wir manchmal kein Brot!"

„Das ist freilich sehr schlimm," sagte Mistreß Watts, „aber wenn Ihr ihn wieder aus dem Hause jagt, so sinkt er ja immer tiefer!"

„Tiefer! nun so mag er in's Henkers Namen immer tiefer sinken; er verdient es nicht besser! Ein Mann,

der kein Gefühl für sein Weib und seine Kinder hat! — und ich weiß gewiß, obschon ich mich nicht selbst rühmen sollte, ich bin eine so gute Frau gegen ihn gewesen, wie, —"

Hier ward Mistreß Thom's Beredsamkeit plötzlich durch dem Mangel an einem Gleichnisse gehemmt, wie dies Rednern sehr häufig passirt, und ihre Gedanken wendeten sich daher ganz natürlich zu dem eigentlichen Zwecke ihres Besuches.

„Wie ich eben sagte," fuhr sie fort, „wenn ich meine Vermiethungen nicht hätte, so möchte ich wissen, wie ich den Bäcker bezahlen sollte? Wenn ich nicht heute das Geld von Euch bekäme, welches eigentlich schon seit vierzehn Tagen fällig ist, so könnten wir die Finger in die Suppe brocken, denn mein Mann kümmert sich nicht darum."

„Es thut mir sehr leid," begann John, welcher während dieses Gespräches mit dem Kopfe in die Hand gestützt dagesessen hatte, „es thut mir sehr leid, aber —"

„Kommt mir nicht mit Euern Abers, Mr. Watts, wenn ich bitten darf," sagte Mistreß Thom, ihn unterbrechend. „Ich brauche mein Geld und muß es haben. Seit vierzehn Tagen ist es fällig und ich habe mit meinen Kindern oft kein Brot gehabt; aber da Euch eine Erbschaft zufiel, so wollte ich Euch um acht bis vierzehn

Tage willen weiter nicht hinderlich sein, dieselbe zu heben — obschon nicht jeder Hauswirth so lange gewartet haben würde, wie ich. Aber Warten ist Warten, und Bezahlen ist Bezahlen, und Ihr werdet so gut sein und nun mit dem Gelde herausrücken; es macht gerade ein Pfund und fünf Schillinge auf ein Vierteljahr für diese beiden Zimmer, was gewiß nicht theuer ist. In der ganzen Straße giebt es nicht zwei bessere oder anständigere Zimmer."

„Es ist sehr schlimm," sagte Mistreß Watts, welche theils, weil sie Mistreß Thoms grimmigem Auge nicht begegnen wollte, und theils, um zur Hand zu sein, wenn es gelte, John zu unterstützen und zu vertheidigen, sich hinter den Stuhl der Wirthin gestellt hatte, auf dessen Lehne sie sich stützte; „es ist wirklich recht schlimm; aber nicht blos wir, sondern auch Alle, die Abraham Watts kannten, meinten, er müsse irgendwo einen Haufen Geld versteckt haben, und er schrieb auch immer John in seinen Briefen, daß wir es einmal bekommen sollten."

„Und wer hat es denn bekommen?" fragte Mistreß Thom, die sich einen Augenblick lang durch ihre Sympathie für den glücklichen Erben, wer dieser nun auch sein mochte, von ihrem eigenen Interesse abwendig machen ließ. —

„Es war keins da," sagte John mit einem schweren Seufzer. „Es war grausam von meinem Bruder, uns

so zu täuschen. Ich kann Euch noch seine Briefe zeigen, Mistreß Thom —"

„Ach, was da Briefe, Briefe will ich nicht, Mr. Watts," unterbrach ihn die Wirthin, „mein Geld will ich haben, ein Pfund fünf Schilling. Hier steht es auf der Quittung, die ich mitgebracht habe — fünfundzwanzig Schilling — Gold oder Papier, mir ist Alles Einerlei, wenn ich es nur bekomme."

„Wir haben es aber nicht," sagte John in traurigem, aber festem Tone. „Ihr wißt, Mistreß Thom, die Krankheit, die ich im März zu bestehen hatte, hat uns furchtbar zurückgeworfen; wenn das nicht gewesen wäre —"

„Mr. Watts," sagte Mistreß Thom, „kommt mir nicht mit Euern Wenns; ich bin nicht herauf-gekommen, um Wenns und Abers zu hören. Meinen Zins will ich haben — ein Pfund fünf Schilling — deßhalb bin ich gekommen und das will ich!" und damit schlug sie mit der geballten Faust auf den Tisch.

„Ich kann es nicht bezahlen," sagte John in demselben festen, aber niedergeschlagenen Tone — einem Tone, der, während er den tiefsten Kummer und das Bewußtsein verrieth, daß jede Bitte um längere Frist vergeblich sein würde, auch auf alle Versuche zu Ausreden oder Ausflüchten zu verzichten schien.

„Ich kann es nicht bezahlen," sagte er, in diesem Augenblicke aber streckte sich eine schüchterne Hand hinter

Mistreß Watts hervor und die fünfundzwanzig Schillinge wurden vor die Wirthin auf den Tisch gelegt.

„Nein, nein!“ rief Mistreß Watts, indem sie den Arm aufzuhalten suchte.

„Nein,“ rief John und stand von seinem Stuhle auf; „wir wollen nicht den Fremdling berauben, der bei uns Obdach gefunden,“ und er streckte die Hand aus, um das Geld zurückzuschieben.

Aber es war zu spät.

Nicht sobald erblickte Mistreß Thom das Geld, als sie es sofort in ihre Tasche raffte, während sie mit herzlichem Gelächter und vor Freude strahlendem Gesicht John und seiner Frau zu dieser rechtzeitigen Unterstützung Glück wünschte, wobei sie nicht vergaß, ihrer Wohlthäterin ebenfalls ein Compliment zu machen.

„Auf mein Wort, Miß,“ sagte sie zu Lilly, welche sich glühend vor Schaam über ihre gute That in ihren Winkel zurückgeschlichen hatte, „auf mein Wort, wenn das nicht nobel gehandelt ist, so wüßte ich nicht, was es sonst wäre. Ich wollte, ich hätte auch eine solche Freundin.“

„Es ist wirklich sehr unrecht,“ sagte John, während Mistreß Watts sich mit ihrem Schürzenzipfel die Augen wischte. „Wir haben kein Recht, etwas zu nehmen, wovon wir nicht wissen, wie wir es wieder bezahlen wollen.“

„Was geht Euch das an!“ sagte Mistreß Thom.

„Habt Ihr nicht ein Recht, zu nehmen, was die Leute Euch geben, ohne weiter zu fragen? Ich danke Euch, Miß," setzte sie, zu Lilly gewendet, hinzu, indem sie ihren Stuhl zurück stieß und sich anschickte, sich zu entfernen.

„Solche Freunde wie Ihr sind immer willkommen und ich kann weiter nichts sagen, als daß hoffentlich da, wo dies her kommt, noch mehr ist."

Elftes Kapitel.

Lilly findet ein Unterkommen.

Sobald Mistreß Thom die Thür geschlossen hatte, legte John Watts seinen Kopf auf den Tisch und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, und seine Frau sank auf den Stuhl, den die Wirthin so eben verlassen. So machten Beide ihren Empfindungen durch Thränen Luft, während Lilly mit dem Säugling in der Ecke sitzen blieb und das kleine Mädchen, welches während Mistreß Thoms Besuche mit einer zerlumpten Puppe gespielt, jetzt zu ihrer Mutter hingeschlichen kam, ihren Lockenkopf in ihren Schooß legte und die Empfindungen der Eltern instinctmäßig zu theilen schien.

„Ich würde es gern genommen haben," sagte John, „wenn ich nur wüßte, wie ich es wieder bezahlen könnte."

„Na, vielleicht, wenn Du gesund bleibst, geht es im nächsten Halbjahre besser," sagte Mistreß Watts, welche

es nicht ertragen konnte, ihren Gatten so niedergeschlagen zu sehen.

„Aber wie soll denn das Mädchen nun die Rückreise machen?“ sagte John. „Und was soll sie hier?“

„Vielleicht können wir ihr doch irgend eine Beschäftigung ausmitteln,“ sagte Jane, indem sie ihn zu trösten wünschte; „aber, John, Du hast wohl ganz vergessen, welche Zeit es ist? Du kommst zu spät an Deine Arbeit!“

John, der wirklich für den Augenblick über seinen Leiden die Pflicht vergessen hatte, fuhr von dem Stuhle empor, nahm die Mütze von dem Nagel an der Wand und verließ schnell das Zimmer.

Jane setzte sich hierauf neben Lilly, nahm das Kind, welches nach der Brust der Mutter zu verlangen begann und ließ sich mit ihr in ein Gespräch über die Zukunft ein.

Nichts konnte uneigennütziger sein als Lilly's rechtzeitiger Beistand, denn sie hatte nur auf den augenblicklichen Impuls hin gehandelt, wie dies in ihrer Natur begründet war, sobald dieser Impuls nicht mit Gewalt durch die Furcht unterdrückt ward. Aber selbst wenn sie den Erfolg berechnet hätte, so hätte sie kaum etwas Besseres für ihr eigenes Interesse thun können, wenigstens für ihren Zweck — denn welche Handlungsweise sich als die ihrem Interesse zuträglichste erweisen würde, konnte jetzt noch Niemand voraussehen.

Auf alle Fälle hatte sie es sich unmöglich gemacht,

jenem Rathe zu folgen, dem sie kaum widerstrebt haben würde, wie unangenehm ihr derselbe auch war. Sie hätte von John sich einen Platz in der nächsten Kutsche bestellen lassen, und wenn sie nicht als obdachlose Wandrerin auf den Straßen übernachten wollte, so mußte sie wieder zurück, woher sie gekommen, und wäre auf diese Weise höchst wahrscheinlich Lukas Lyttenhaus in den Rachen gelaufen.

Nun, aber mußte sie bleiben, wo sie war, und es war nun nicht blos Johns und Jane's Pflicht, sondern auch ihr Wunsch, alles Mögliche zu thun, um ihr Mittel zur Erwerbung ihres Lebensunterhaltes zu verschaffen. Jane selbst war Feinwäscherin, und bis zu John's Krankheit, die sie so zurückgebracht, hatten sie ihr Auskommen so ziemlich gehabt, wenn auch nichts weiter; jetzt aber waren sie, wie wir gesehen haben, sehr arm und nicht im Stande, ihre eigene Familie zu erhalten, geschweige denn einen Zuwachs zu derselben.

„Könnt Ihr gut nähen?“ fragte sie Lilly.

„Säumen und glatt nähen kann ich ziemlich gut,“ antwortete sie, „aber mit dem Steppen und Knopflöchermachen komm' ich noch nicht recht fort.“

„Dann könnt Ihr also für die Weißwaarenladen nicht arbeiten?“ sagte Mistreß Watts.

„Wohl nicht; aber Hausarbeit kann ich besorgen

oder Kinder warten," sagte Lilly; „bei Mistreß Roß war ich Kindermädchen."

„Ja, aber da wollen die Herrschaften alle Mal ein Attestat sehen," wendete Mistreß Watts ein, „ich meine, wenn Ihr Kindermädchen werden wollt. Indessen will ich doch in den Familien, für die ich arbeite, nachfragen, und wenn Ihr mittlerweile mein Kind warten wollt, so gewinne ich dadurch mehr Zeit für meine Arbeit."

Lilly ward demgemäß zugleich Kinderwärterin und Mädchen für Alles, während Mistreß Watts unter ihren Kunden die Runde machte, um Arbeit zusammenzuholen, und dann die Aufträge derselben auszuführen begann.

Unter den Personen, für welche sie arbeitete, befand sich jene Mistreß Knox, deren sie bereits als Mistreß Treadgold's Schwester Erwähnung gethan.

Diese beiden Damen waren die Töchter eines kleinen Landwirths; ihre beiderseitigen Heirathen hatten ihre späteren Lebenswege einigermaßen getrennt.

Als die Aelteste Mr. Knox heirathete, der in Oxford-street einen Strohhutladen hatte, so erklärte man dies als eine sehr gute Partie für ein Mädchen ohne Vermögen; als aber Christine, die jüngste, die sehr schön war, von Thomas Treadgold, Esq., zur Lebensgefährtin auserkoren ward, sah die ältere Schwester sich mit ihrem bescheidenen Glücke völlig verdunkelt, und obschon das gute Einvernehmen und die Familien-Freundschaft, welche früher

zwischen ihnen bestanden, noch fortdauerte, so ward doch ihr fernerer Verkehr bedeutenden Beschränkungen unterworfen.

Mr. Treadgold hatte seine Ausbildung in dem Bureau des Sachwalters Mr. Roß erhalten, welcher die Mehrzahl der vornehmeren Gutsbesitzer der Grafschaft zu seinen Clienten zählte, unter andern auch den General Markham.

Durch angeborenen Scharfsinn und Fleiß schwang sich der junge Treadgold bald zum ersten Secretair auf, und da er demzufolge mit den Clienten seines Chefs in häufige Berührung kam, so riethen ihm einige derselben, mit General Markham an der Spitze, sich selbst zu etabliren und versprachen ihm die Administration ihrer Güter zu übertragen.

Er folgte ihrem Rathe und arbeitete sich so rasch in die Höhe, daß er bald auf dem besten Wege war, ein reichliches Vermögen zu erwerben, und seiner Neigung folgen konnte, indem er die schöne Christine Allison heirathete, in welche er sich schon als Knabe verliebt, als sie mit einander die Schule ihres heimathlichen Dorfes besuchten.

Auf diese Weise ward die junge Frau sofort in eine andere Sphäre der Gesellschaft versetzt, denn außer bei dem reichen Mittelstande ward ihr Gatte, und zuweilen auch sie selbst, an der Tafel der stolzen Landaristokratie

empfangen und es war natürlich nicht möglich, mit dieser die Putzmacherin von Oxfordstreet in Berührung zu bringen.

Mistreß Treadgold würde sehr gern ihre Schwester eingeladen haben, sie zuweilen zu besuchen und die Landluft zu genießen, aber leider hatte sie nicht den Muth dazu. Und doch wußten ihre Nachbarn eben so gut als sie selbst, wer und was ihre Schwester war, obschon sie in einer andern Grafschaft geboren war, denn solche kleine zarte Geheimnisse kommen alle Mal heraus. Ja, sie kannten sogar den Laden und kauften, wenn sie nach London gingen, zuweilen einen Hut oder eine Haube dort, bloß um Mistreß Treadgold's Schwester hinter dem Ladentische zu sehen.

Es waren die Frauen der Doctoren, Advocaten u. s. w., die dies thaten; denn was die eigentliche Aristokratie betraf, so fand es diese unter ihrer Würde, davon Notiz zu nehmen, und die Gattin des Sachwalters und die Putzmacherin standen so tief unter ihnen, daß sie für ihre Augen sich beide auf einem und demselben Standpunkte zu befinden schienen.

Uebrigens wußten auch Alle, wohin Mistreß Treadgold ging, wenn sie London besuchte, so daß sie in der That durch die Opfer, welche sie auf diese Weise ihrer eigenen Vornehmheit und der Thorheit der Menschen brachte, weiter nichts gewann als einen höhern oder geringeren Grad der Verachtung Derer, vor deren Ver-

urtheilen sie sich fürchtete; denn obschon wahrscheinlich keine von allen diesen Personen den Muth gehabt haben würde, anders zu handeln — ja, obschon Viele in einer oder der andern Gestalt dasselbe thaten — so sahen doch Alle die Schwäche und Feigheit eines solchen Gebahrens ein und würden Mistreß Treadgold weit höher geachtet haben, wenn sie anders gehandelt hätte.

Lilly wohnte seit drei oder vier Tagen bei der Familie Watts, als John's Bruder, der früher Mr. Treadgold's Schuh- und Messerputzer gewesen und späterhin zu der Würde eines Laufburschen bei Mr. Knox befördert worden war, mit einem Packet Spitzen und einigen feinen Mousselin-Hauben ankam, welche gewaschen werden sollten. Sie gehörten Mistreß Treadgold, welche bei diesen alljährlichen Besuchen alle Mal die Gelegenheit benutzte, um ihre Garderobe aufzufrischen.

„Ich glaube nicht, daß sie mich kannte," sagte Jane; „ich habe aber die Reise mit demselben Wagen gemacht wie sie."

„Sie kommt jetzt eben nicht zu gelegener Zeit," sagte Tom; „denn es geht bei uns im Hause jetzt ziemlich toll durcheinander."

„Es ist um diese Zeit immer die meiste Arbeit," bemerkte Jane.

„Ja," sagte Tom, „die Damen sind diesen Monat

förmlich auf Strohhüte erpicht und meine Herrin kann nicht Nähterinnen genug bekommen."

„So?" sagte Jane, die sogleich an Lilly dachte, „ich möchte wissen, ob diese Arbeit gleich so zu machen ist."

„Na, das wohl nicht; gelernt wird es wahrscheinlich erst werden müssen," antwortete Tom; „Du hast wohl Lust dazu?"

„Nein, ich nicht; ich kann von den Kindern und John nicht weg," entgegnete Jane. „Ich habe aber eine Freundin, die ich sehr gern dorthin bringen möchte."

„Kann sie denn diese Arbeit?" fragte Tom.

„Na, sie ist jung und könnte es jedenfalls bald lernen," sagte Jane; „anfangen muß Jeder erst. Ich habe wirklich große Lust, zu Mistreß Knox zu gehen und mit ihr darüber zu sprechen."

„Ja, thue das," entgegnete Tom; „daß sie Nähterinnen sehr nothwendig und viele braucht, das weiß ich bestimmt."

Auf diese Hoffnung hin begann Mistreß Watts sofort ihre Wäsche vorzunehmen und da sie bei angestrengtem Fleiße bis zum nächsten Tage fertig war, so machte sie sich dann auf den Weg nach Oxfordstreet und überließ es Lilly, die Kinder zu beaufsichtigen.

„Von dem Fortlaufen und wie sie hierher gekommen ist, davon darf ich nichts sagen," dachte Jane, „man würde sofort eine schlechte Meinung von ihr fassen."

Demgemäß erwähnte sie Lilly's blos als eines jungen Mädchens, welches Arbeit suche und zu Allem willig sei.

„Aber kennt sie denn das Geschäft?“ fragte Mistreß Knox.

„Nein, Madame; das ist allerdings nicht der Fall, aber sie würde es wohl sehr bald lernen,“ antwortete Jane auf's Gerathewohl hin, „und übrigens ist sie das gutmüthigste, willigste Geschöpf, welches mir je vorgekommen ist.“

„Na, das wäre allerdings Etwas, aber ist sie auch ein solides Mädchen? Es giebt deren gar so viele, die es nicht sind.“

„Ja wohl, Madame,“ antwortete Jane sehr zuversichtlich, denn sie glaubte wirklich, daß sie dies mit vollem Rechte versichern könne, und übrigens hielt sie sich für verbunden, etwas für eine Person zu wagen, die ihr einen so rechtzeitigen Dienst erwiesen.

„Lilly überlegte auch nicht erst lange, wie sie ohne Geld zurechte kommen solle,“ dachte sie, „und ich muß Etwas riskiren, um es ihr möglich zu machen, ihr Brot auf anständige Weise zu verdienen, denn man kann nicht wissen, was sonst aus ihr wird.“

Zum Glücke brauchte Mistreß Knox in diesem Augenblicke wirklich sehr viel Arbeiterinnen, und da sie von Jane eine sehr gute Meinung hatte und nichts mehr fürchtete, als unehrliche oder verrufene Mädchen in das Haus zu

bekommen, so verstand sie sich dazu, Lilly auf Probe zu nehmen, und Jane ging außer sich vor Freude über den errungenen Erfolg wieder nach Hause.

Diese Nacht blieben sie lange auf und wuschen und plätteten Lilly's Kleider, denn sie hatte nichts weiter mit, als was sie auf dem Leibe trug, und am folgenden Morgen führte sie Jane nach Mistreß Knox' Hause.

„Zum Schlafen kommt Ihr wieder zu mir," sagte sie, „denn sämmtliche Arbeiterinnen bei Mistreß Knox schlafen außer dem Hause, weßhalb es auch kein Wunder ist, daß sie sich so leicht auf die schlechte Seite legen, die armen Dinger!"

Es dauerte nicht lange, so sah sich Lilly unter zehn bis zwölf jungen Mädchen ihres Alters und mit verschiedenen Graden von Geschicklichkeit begabt, sitzen. Sie ward zunächst bei der gröbsten Arbeit angestellt und zeigte sich anfangs freilich etwas unbeholfen; doch gab sie sich alle mögliche Mühe und mittlerweile sprachen ihr unablässiger Fleiß und ihr ruhiges, stilles Verhalten sehr zu ihren Gunsten. Ihr Lohn war allerdings ein ungemein kärglicher, reichte aber doch hin, um sie mit Frühstück und andern kleinen Bedürfnissen zu versehen, während sie unter John Watts' Dache schlief und da, wo sie arbeitete, ihr Mittag- und Abendessen bekam.

Die ersten Abende holte John sie ab; da die Mädchen aber oft bis Mitternacht arbeiten mußten, so ward

dies nothwendigerweise eingestellt, da sie den Weg wußte und erklärte, sie sei im Stande, sich allein durch das Menschengewühl zu finden. Anfangs erbot sich Tem um seines Bruders und seiner Schwester willen, und später aus einem andern Grunde, sie zu begleiten, so oft seine Zeit es gestattete.

Im Ganzen genommen hatten daher, wenn man die anscheinende Hoffnungslosigkeit von Lilly's Aussichten an dem Abend, wo sie in London ankam, betrachtete, die Dinge eine weit bessere Wendung genommen, als sich erwarten ließ, und wir wollen unsere Heldin daher einstweilen Strohhüte machen lassen und zu den Personen zurückkehren, welche sie zurückgelassen.

Zwölftes Kapitel.

Lilly sieht sich abermals in einen Liebeshandel verwickelt.

Nachdem Giles seinen Begleiter nach einem Hause geführt, wo er Nachtherberge haben konnte, lenkte er seine Schritte heimwärts und klingelte seine Frau aus dem Schlafe.

„Hast Du kürzlich das Mädchen, Lilly Dawson, gesehen?" lautete eine seiner ersten Fragen; „ist sie noch bei Mr. Roß?"

„Ja," antwortete Martha, „sie befindet sich dort sehr wohl und man ist mit ihr ganz zufrieden. Es ist ein Glück, daß sie diesen Dienst bekam, das arme Mädchen; meinst Du nicht auch?"

„Ja wohl," antwortete Giles mit ungewöhnlicher Aufrichtigkeit, denn er bedachte natürlich, daß, wenn sie diesen Dienst nicht bekommen hätte, er sie aus den Augen

verloren haben würde. „Kommt sie noch oft hierher?“ fragte er.

„Zuweilen Sonntags Abends — überhaupt in der Regel alle Mal, wenn sie meinen Vater besucht hat.“

„Also sie kommt alle Mal Sonntags?“

„Fast alle Mal,“ entgegnete Martha und wunderte sich über dieses plötzliche Interesse an der sonst so verachteten Lilly. Als Giles endlich so weit ging, daß er sogar nach der Stunde fragte, zu welcher sie gewöhnlich ihre Besuche mache, fühlte sie sich so fest überzeugt, daß er von irgend einem selbstsüchtigen Beweggrunde geleitet werde, daß sie sagte:

„Warum fragst Du?“

Er gab ihr jedoch keinen Grund an, sondern brachte das Gespräch auf etwas Anderes.

Am folgenden Morgen ging er aus, um seinen neuen Bekannten Lukas aufzusuchen, und gleich nachdem er fort war, kam einer von Mistreß Roß' Dienern, um zu fragen, ob Mistreß Lintock Lilly gesehen habe.

„Nein,“ sagte Martha, „warum?“

„Weil sie gestern Abend, nachdem sie Feuer angelegt, fortgelaufen und bis jetzt noch nicht wiedergekommen ist.“

„Was!“ rief Martha und ward bleich. „Lilly wäre davon gelaufen?“

„Ja, sie ist fort," entgegnete der Mann, „habt Ihr sie nicht gesehen?"

„Nein," entgegnete Martha. „Lilly wäre fort!"

„Mitgenommen scheint sie nichts zu haben; aber wenn unsere Herrin nicht zufällig hinaufgekommen wäre, so wären die Kinder in den Betten verbrannt," sagte er.

Martha faltete die Hände, sank auf einen Stuhl nieder und sah den Mann mit unverwandten Augen an, denn es war nicht möglich, etwas zu glauben, was ihr außerhalb des Bereichs der Möglichkeit zu liegen schien.

Ihre Bekanntschaft mit Lilly war allerdings keine sehr lange gewesen, aber die Meinung, welche ihr Vater von dem Mädchen hatte, stand so fest und war durch ihre eigene Erfahrung so in jeder Beziehung bestätigt worden, daß sie sich unmöglich überwinden konnte, zu glauben, Lilly habe so viele Monate lang sich so zu verstellen und eine so heuchlerische Rolle zu spielen gewußt. Wenn Lilly nicht blos das war, was sie zu sein schien, so mußte sie die vollendetste Heuchlerin sein, die jemals gelebt — und zu welchem Zwecke? Blos um des Vergnügens am Betruge willen.

Martha war selbst viel zu ehrlich, als daß sie so etwas hätte sofort annehmen sollen. Sie fragte, ob sie einen Verweis bekommen habe, ob sie ausgescholten worden sei.

Der Mann wußte davon nichts, sondern erzählte

blos, die Herrin habe ihr am Morgen ihren Lohn ausgezahlt und Mistreß Janet habe gesagt, das Mädchen müsse sich betrunken haben.

Martha hätte darüber fast lachen können, so ungereimt kam ihr diese Vermuthung vor; wenn aber irgend Jemand etwas von Lilly wußte, so war es sicherlich ihr Vater, und deßhalb beschloß sie, zu ihm zu gehen.

Abel erschrak nicht wenig, als er erfuhr, daß Lilly, seitdem sie ihn verlassen, nicht wieder nach Hause gekommen sei, und er fürchtete, daß der Besitz des Geldes sie in Gefahr gebracht habe. Oder war es möglich, daß sie aus Lust zu dem Wanderleben, welches sie in seiner Gesellschaft geführt, beschlossen hatte, es allein fortzusetzen, als sie fand, daß er nicht mitgehen wollte?

Diese Meinung hatte sehr viel für sich, weil sie mit Lilly's Charakter — ihrer instinctartigen Handlungsweise und ihrer vollständigen Unbekanntschaft mit der Welt — mehr übereinstimmte, als irgend eine andere Vermuthung.

Zunächst begab sich Martha zu Mistreß Roß, um in Bezug auf den Weggang des Mädchens die Wahrheit zu ermitteln. Sie erfuhr jedoch hier auch nicht mehr als der Mann ihr gesagt, ausgenommen, daß Mistreß Roß nicht geneigt war, der Meinung beizutreten, Lilly habe mit Fleiß den Strumpf angezündet, was die sehr eifrige und entrüstete Mistreß Janet behaupten wollte. Weßhalb aber

sie fortgegangen und wohin sie sich gewendet, das konnte sich Niemand denken.

„Stehen vielleicht Giles' Fragen in irgend einem Zusammenhange mit Lilly's Verschwinden?" dachte Martha. Sie konnte sich allerdings nicht denken, wie dies möglich sei, und eben so wenig konnte sie den Beweggrund seiner Neugier begreifen; nichts desto weniger aber waren eben jene Erkundigungen die Ursache, weßhalb sie ihm von ihrer Flucht nichts sagte, wie sie außerdem natürlich gethan haben würde.

Die Woche verging und man hörte nichts von Lilly, auch fragte Giles nicht weiter nach ihr, bis zum Sonntage, obschon seine häufigen Abendbesuche zu Hause seine Gattin in Verwunderung setzten. Als aber der Sonntag kam, ward er unruhig, lief den ganzen Tag aus dem Hause hinaus und wieder hinein und konnte sich endlich nicht enthalten, Martha zu fragen, ob sie glaube, daß Lilly kommen werde und zu welcher Stunde.

„Ich fürchte, sie wird gar nicht kommen," sagte Martha.

„Gar nicht!" rief Giles. „Ich dächte, Du hättest gesagt, sie käme gewöhnlich des Sonntags."

„Das that sie allerdings früher," entgegnete Martha, „aber sie ist von Mistreß Roß davon gelaufen und Niemand weiß, was aus ihr geworden ist."

„Sie ist von Mistreß Roß davon gelaufen und es

weiß Niemand, was aus ihr geworden ist?“ rief Giles. „Was zum Teufel soll das heißen?“

„Weiter nichts, als was ich sage,“ antwortete Martha. „Sie ist letzten Montag Abend, nachdem sie meinen Vater verlassen, davongelaufen.“

„Und warum in's Teufels Namen hast Du mir nicht eher etwas davon gesagt?“

„Wie habe ich wissen können, daß Du Dich um Lilly kümmerst?“ entgegnete Martha und sah ihn an.

„Also fort ist sie!“ wiederholte er. „Weßhalb denn?“

„Ja, das weiß eben Niemand,“ antwortete Martha. „Sie hatte am Morgen ihren Lohn erhalten, und zuweilen fürchte ich fast, daß ihr ein Unglück zugestoßen ist.“

Anfangs argwöhnte Giles, seine Frau habe auf eine oder die andere Weise das gegen das Mädchen geschmiedete Complott durchschaut und ihr zur Flucht verholfen; aber bald mußte er Martha's Versicherung vom Gegentheil glauben, denn er wußte, daß sie stets die Wahrheit redete. Sein nächster Gedanke war, daß Lilly selbst dahintergekommen sei, und dieser Meinung neigte sich auch Lukas zu, als er die üble Neuigkeit vernahm.

„Sie muß mich irgendwo gesehen haben!“ sagte er, wiewohl dies schwierig zu erklären war, denn er war bis zu der späten Stunde am Montag Abend weder in die Stadt noch in die Vorstadt gekommen.

Aber was war nun zu thun? Giles sah sich in seiner

Erwartung nicht weniger getäuscht als Lukas, und sein Zorn, daß seine Frau ihm Lilly's Verschwinden nicht eher mitgetheilt, wo man vielleicht noch die Aussicht gehabt hätte, ihre Spur aufzufinden, war außerordentlich. Indessen, er schwur, sie ausfindig zu machen, denn abgesehen von der Rücksicht auf das Geld ward er nun auch durch ein gewisses Rachegelüst dazu getrieben.

Der Zufall hatte aber Lilly's Flucht so sinnreich geleitet, daß selbst ein Jack Sheppard oder Louis Mandrin die Sache kaum geschickter hätte anfangen können, und weder ihre Freunde noch ihre Feinde vermochten zu entdecken, welchen Weg sie eingeschlagen hatte.

Lukas besaß in gewisser Beziehung die Gemüthsart eines Bulldoggs, denn was er einmal gefaßt hatte, ließ er nicht wieder los. Die M.isten würden selbst anfangs die Hoffnung, Lilly aufzufinden, für einen viel zu schwachen Schimmer gehalten haben, um demselben zu folgen. Lukas aber dachte nicht so. Durch Widerstand ward er alle Mal zu nur um so größeren Anstrengungen aufgestachelt, und die Mischung von Furcht und Habsucht, welche zuerst der Grund gewesen, aus welchem er Lilly verfolgt, ward jetzt durch den Wunsch, sich für die Vereitelung seiner Hoffnungen zu rächen, nur noch bitterer. Er war wie Othello; — was er thun wollte, wußte er nicht, aber er war fest entschlossen, etwas zu thun, was seine Rache befriedigte oder Lilly wieder in seine Gewalt brächte.

Aber was? Das war eben die Frage, und während er und Giles sich über diesen Punkt besprechen, wollen wir sehen, was Lilly in London macht.

Der Unterschied, den wenige Wochen Aufenthalt in Mistreß Knox' Hause in ihrer äußern Erscheinung hervorgebracht, war sehr auffällig, und Lukas hätte ihr sehr wohl auf der Straße begegnen können, ohne sie wiederzuerkennen. Das gesunde Leben, welches sie mit Abel und später bei Mistreß Roß geführt, hatte ihre Augen aufgehellt und ihren Teint geklärt, zu welchen Verbesserungen sich jetzt auch eine gewisse grisettenartige Nettigkeit gesellte, welche ihr außerordentlich gut stand. Sie hatte sehr schnell den Unterschied zwischen sich und den andern Mädchen bemerkt, und da dieses Gefühl für sie ein drückendes war, so bemühte sie sich, den Nachtheil dadurch auszugleichen, daß sie ihr Haar modischer arrangirte und ihre Garderobe um einige Gegenstände vermehrte.

Vor dieser Zeit hatte Lilly niemals an ihre Person gedacht und eben so wenig Neigung als Mittel gehabt, dieselbe zu schmücken. Die sie musternden Blicke der jungen Mädchen, mit welchen sie arbeitete, bewogen sie zuerst, ihre Augen auf sie zu kehren und erweckten in ihr eine gewisse Scham über ihr ordinaires Aussehen. Nicht als ob die Kleider, die sie trug, als sie Mistreß Roß verließ, nicht ganz anständig gewesen wären, wohl aber verstand

sie erstens nicht recht, sie zu tragen, und zweitens wurden sie auch sehr bald unscheinbar.

Das Erste war von beiden Nachtheilen der größere, denn ihre Mitarbeiterinnen entschuldigten wohl ihre Armuth, fanden aber ihren Mangel an Geschmack geradezu verächtlich. Der erste Tag, wo Lilly ein neues rothgemustertes von Jane Watts' Cousine gefertigtes Kleid anzog und einen mit roth und braunem Bande verzierten Hut aufsetzte, war eine sehr wichtige Periode in ihrem Leben; denn als sie sich in dem Glasstückchen besah, welches in der Familie Watts die Stelle eines Spiegels vertrat, stieg ein unbestimmter Gedanke in ihr auf, welcher ihr sagte, sie sei wirklich ein ganz hübsches Mädchen.

Sie ward dadurch nicht wenig überrascht, aber sie konnte sich doch dieses Gedankens, nachdem er sich einmal gebildet, nicht wieder erwehren. An so etwas hatte sie bis jetzt noch gar nicht gedacht, und die freudige Gluth, welche bei dieser unerwarteten Entdeckung ihre Nerven durchzuckte, war die Ursache zu einer helleren Farbe auf ihren Wangen und einer entschiedenen Bestätigung der angenehmen Vermuthung, die nicht einmal durch Tom Watts' Aufmerksamkeiten erweckt worden war, obschon sie sich zuweilen darüber wunderte.

Jetzt aber begann sie seinen Beweggrund zu verstehen, und so wie die Wahrheit in ihr aufdämmerte, kam

auch die Erinnerung an Philipp Ryland ihr wieder in's Gedächtniß.

Nicht als ob sie ihn jemals vergessen hätte; im Gegentheile, sie dachte weit häufiger an ihn und seine Mutter, als an irgend einen andern sich auf ihr früheres Leben beziehenden Gegenstand. Diese beiden Personen ragten hoch über die eintönige Gleichförmigkeit ihres damaligen sauren Tagewerkes empor, welches eben in Folge seiner Eintönigkeit immer mehr aus ihrer Erinnerung entschwand, so daß ihr kurzer Verkehr mit Philipp und seiner Mutter fast das einzige Bild war, welches noch lebhaft ihrem Blicke vorschwebte.

Indessen hatte die Erinnerung an Philipp noch niemals ihr Herz bewegt oder ihre Wange erröthen gemacht — jetzt that sie Beides. Kurz, Lilly fühlte jetzt zum ersten Male, daß sie ein weibliches Wesen sei, und die Folgen dieser wichtigen Offenbarung waren für ihren bescheidenen Anbeter keineswegs erfreulich. Sie begriff, daß sie nicht Hoffnungen ermuthigen dürfe, die sie nicht erfüllen könne, und da Vorsichtsmaßregeln dieser Art selten mit der gebührenden Mäßigung in Anwendung gebracht werden, so stürzte sich Lilly, wie auch weit höher gebildete Personen bei solchen Gelegenheiten häufig thun, in ein Uebermaß von Kälte, welches Tom's Berechnungen ganz verwirrte und ihn fast wahnsinnig machte.

Da dieser Umstand zu einigen unangenehmen Auf-

tritten führte und bei John und Jane Watts einige Unzufriedenheit erregte, so hielt es Lilly für räthlich, auf das Obdach, welches ihr bis jetzt gewährt, zu verzichten und sich eine andere Wohnung zu suchen.

Unter den jungen Leuten, welche bei Mistreß Knox arbeiteten, befand sich auch ein Mädchen, welches May Elliot hieß. Sie war eins der hübschesten jungen Geschöpfe, welche das Auge eines Mannes in begehrlicher Absicht schauen kann, oder war dies wenigstens gewesen.

Sie war die Tochter Elliot's, des Stallmeisters, in dessen Gesellschaft Lilly die Reise nach London gemacht, und da sie schon in zarter Kindheit die Mutter eingebüßt, so hatte ihr Vater sie wild aufwachsen lassen, wie ein ungezähmtes Füllen. Sie lief im Stallhofe umher, neckte sich mit den Reitknechten und ritt ohne Sattel oder Zaum auf den Pferden, weßhalb auch ihre Grundsätze nicht von der Beeinträchtigung verschont blieben, welche Allen beschieden zu sein scheint, die mit diesen verführerischen Thieren viel zu thun haben. Als sie älter ward, verrichtete sie bei ihrem Vater Schreiberdienste, saß in einem kleinen Büreau, welches die Aussicht auf den Hof hatte, führte Buch und Rechnung und notirte die Bestellungen der Kunden, während ihr Vater andere Branchen seines Geschäfts besorgte.

Eine weniger wünschenswerthe Stellung für ein hübsches junges Mädchen von fünfzehn Jahren hätte sich

wohl schwerlich ausfindig machen lassen. Sie kam mit den verschiedensten Menschenklassen in Berührung und blieb so gänzlich ihrer eigenen Leitung überlassen, daß man sich nur wundern konnte, daß sie nicht schlimmer geworden war, als sie sich zeigte, indem sie eine Neigung zu einem Manne von sehr gewöhnlichem Schlage faßte, welcher Maddox hieß und in gewöhnlichen Geschäftsangelegenheiten sehr oft die Ställe ihres Vaters besuchte.

Er war, was man gewöhnlich einen Gentleman nennt, im Grunde genommen aber war er ein Gauner, der Wettrennen und Spielhäuser besuchte und davon lebte. Sein Benehmen jedoch und sein Aeußeres bestrickten May, welche Alles vergötterte, was sie fein nannte, und da Maddox wußte, daß der alte Elliot reich war, so sah er keinen Grund, weßhalb er seiner Zuneigung zu seiner lieblichen Tochter — dem einzigen Kinde, welches er hatte — nicht folgen wollte.

So sehr aber Elliot auch aus Unwissenheit und Mangel an Ueberlegung die Erziehung und Beaufsichtigung seiner Tochter vernachlässigt hatte, so hatte er doch keine Lust, sie oder sein Geld einem Manne zu geben, den er als einen Schurken betrachtete. Demgemäß untersagte er die Heirath, entfernte May aus ihrem Bureau in dem Stallhofe, sperrte sie in das Hinterhaus ein und übergab sie der Obhut seiner Schwester, einer bittern Christin, die außerordentlich fromm war und alle Menschen haßte, die

es nicht waren, mit Ausnahme ihres Bruders, den sie noch zu bekehren gedachte.

Die Folgen dieses Reformsystems kann man sich leicht denken. May lauerte, als sie des Predigens, des Scheltens und der Einsperrung überdrüssig war, die Gelegenheit ab und lief fort zu ihrem Geliebten, von dem sie glaubte, er werde sie mit offenen Armen empfangen.

Aber sie hatte zu vorschnell auf seine Anhänglichkeit gerechnet. May Elliot mit Einwilligung ihres Vaters und May Elliot ohne dieselbe waren zwei ganz verschiedene Personen. Mit dieser Einwilligung war er noch bereit, sie zu heirathen, ohne dieselbe aber wollte er nichts von ihr wissen. Elliot dagegen, der über den Schritt, den seine Tochter gethan, in die größte Wuth gerieth, war nicht blos in Bezug auf die Heirath unerbittlich, sondern weigerte sich auch, seine Tochter wieder in sein Haus aufzunehmen, und wer weiß, welche Uebel ihr bevorgestanden hätten, wenn nicht die Schwester ihrer Mutter ihr in ihrem bescheidenen Hause ein Obdach angeboten und gewährt hätte.

Anfangs fühlte sich May außerordentlich unglücklich. Sie machte ihrem Vater und zuweilen sich selbst Vorwürfe; da sie aber mehr die Folgen ihres Fehltritts beklagte als die Begehung desselben, so suchte sie bald ein wenig Zerstreuung in einem Verhältniß — oder vielmehr einer

Liebelei, denn ihr Herz wußte nichts davon — mit Giles Lintock, den sie schon von früheren Jahren her kannte.

Giles stand jedoch damals gerade im Begriff, sich mit der armen Martha zu verheirathen, und um May von ihm zu entfernen und sie in den Stand zu setzen, für sich selbst zu sorgen, hatte ihre Tante in London sie bewogen, das Strohhutgeschäft zu lernen, und von dort war sie zu Mistreß Knox in Arbeit gekommen, wo sie als eine sehr schätzbare Gehülfin betrachtet ward, nicht sowohl wegen der Arbeit, die sie verrichtete, als wegen des Gebrauchs, den sie von ihrem hübschen Gesichte zu machen verstand.

Jeder Hut, den May auf den Kopf setzte, stand schön und gut, wie geschmacklos und häßlich er auch in der Hand aussehen mochte, und die Leute meinten, sie brauchten blos den Hut zu kaufen, um eben so auszusehen wie sie.

Ihre Schönheit, welche sie in's Unglück gestürzt, hätte sie daher beinahe wieder glücklich gemacht, wenn sie klug zu Werke gegangen wäre; aber das that sie nicht. Sie bekam einen guten Gehalt, verwendete ihn aber blos auf Putz, Tand und Spielereien, und während sie eine Garderobe besaß, die ihrer Stellung durchaus nicht angemessen war, blieb sie mit dem Miethzins gewöhnlich im Rückstande.

Niemand hatte gegen Lilly, als dieselbe zum ersten Male bei Mistreß Knox erschien, größere Verachtung

empfunden als May Elliot; sie hatte sie gar nicht ihrer Bemerkung für würdig erachtet — ein Umstand, über welchen Lilly sich sehr grämte, denn May's Schönheit und Tournüre, so wie ihr heiteres Wesen machten einen bezaubernden Eindruck auf sie. In Seide gekleidet und mit dem schönen, auf geschmackvolle Weise geordneten Haar, erschien sie Lilly wie eine Art Prinzessin, und wenn das arme Mädchen mit einem Auftrage in das Schauzimmer geschickt ward, vergaß sie nicht selten, was sie zu sagen hatte, während sie sich in Bewunderung der Schönheit der reizenden May Elliot verlor.

Obschon die bescheidene Lilly ihr Liebesgeheimniß niemals verrieth, so dauerte es doch nicht lange, bis es die jungen Mädchen erriethen, und da sie nicht wußten, daß die begeisterte Liebe eines menschlichen Wesens zu einem andern, wenn auch nicht am rechten Orte, doch etwas Heiliges ist, so sparten sie keinen Spott, was Lilly bei ihrer Schüchternheit außerordentlich ängstigte und verlegen machte.

Nun aber kam May selbst ihr zu Hülfe. Sie sah in Lilly's Bewunderung durchaus nichts Abgeschmacktes und wollte nicht gestatten, daß man ihre Anbeterin verlache — denn es war ja eine wirkliche Leidenschaft in ihrer Art, und May Elliot war für Lilly eben so sehr eine Verkörperung des Idealen, als ob sie eine Venus oder Minerva gewesen wäre.

Auf diese Weise entstand, wir wollen nicht sagen eine Freundschaft, aber gewissermaßen ein Bund zwischen den beiden Mädchen, wobei Schutz für Anhänglichkeit ausgetauscht ward. May gab nicht zu, daß man Lilly necke oder verlache, und Lilly gehorchte May und diente ihr, als ob sie eine Göttin wäre, und so kam es, daß, als Lilly sich genöthigt sah, sich nach einer andern Wohnung umzusehen, May sich erbot, die ihrige mit ihr zu theilen.

Abgesehen von der ethischen Seite der Frage, war dies für Lilly ein großer Gewinn, den May's Wohnung war weit schöner, als irgend eine, welche Lilly bei ihren beschränkten Mitteln hätte miethen können. Da sie überdies nur blos ihr Frühstück zu kaufen hatte, so ward sie mit Hülfe ihres geringen Lohnes in den Stand gesetzt, sich anständig zu kleiden, und so wie mit ihren Mitteln ihr Ehrgeiz wuchs, so klärte sich im Verhältniß mit der Entwickelung des letztern, so bescheiden das Trachten desselben auch war, ihr Verstand ebenfalls auf. Sie begann jetzt mit eigenen Augen zu sehen, sie sah sich um und beobachtete Menschen und Dinge, und während sonst nichts für Lilly irgend eine Bedeutung hatte, begann sie jetzt zu unterscheiden, was vor ihren Augen vorging und etwas von der Welt und dem menschlichen Wesen zu verstehen, die sie bewohnen.

Sie glich fast einem Blindgeborenen, der erst in späteren Lebensjahren zu sehen anfängt und Gegenstände

kennen lernt, mit welchen er längst vertraut gewesen, ohne sich doch eine richtige Vorstellung davon machen zu können.

Damit wollen wir indessen nicht sagen, daß sie May Elliot verstanden habe. May war ein Räthsel, welches Lilly nicht zu errathen vermochte — ja, dessen Lösung sie gar nicht unternahm, denn sie war schon zu glücklich, daß es ihr erlaubt war, sie anzubeten, und zu glauben, Niemand sei so klug, so scharfsinnig, so gut und so schön wie May Elliot.

Dreizehntes Kapitel.

Lilly trifft eine alte Bekannte.

Niemand besuchte die Kirche fleißiger als May Elliot — hier sah sie feine Leute, und die feinen Leute sahen sie; wenigstens glaubte sie es, und ohne Zweifel zog auch zuweilen ihr schönes Gesicht die Augen an, welche von den wohlbesetzten Betstühlen der Emporkirche herabblickten.

Lilly, welche, seitdem sie Mistreß Roß verlassen, niemals wieder in die Kirche gekommen war, wäre sehr gern auch hineingegangen, aber sie getraute sich nicht, dies allein zu thun, und May, welche der Meinung war, daß das rosenfarbene Kleid zu ihrer eigenen Toilette doch wohl nicht recht passe, lud sie nicht ein, sie zu begleiten, während sie doch auch, Lilly's Wünsche bemerkend, sie nicht gern allein zu Hause lassen wollte.

„Ich will Ihnen sagen, was Sie machen können, Lilly, machen Sie einen Spaziergang in Hyde Park; haben Sie diesen Park schon gesehen?"

„Nein," sagte Lilly.

„Nun gut, dann gehen Sie hin und ich werde Ihnen den Weg zeigen — es geht immer gerade aus, so daß Sie gar nicht fehlen können, und wenn die Kirche aus ist, so komme ich Ihnen entgegen."

Lilly, die auch ihren kleinen Ehrgeiz besaß und sich auf ihr baumwollenes Rosakleid ebenfalls so viel einbildete, als May auf ihr seidenes, nahm das Anerbieten an.

Da in dem ganzen Park Niemand zu sein schien, als Kinderwärterinnen und Kinder, so ward sie weder bemerkt, noch molestirt, und nachdem sie herum spaziert war, bis sie glaubte, die Kirche müsse ziemlich aus sein, setzte sie sich in die Nähe des Thores, damit ihre Freundin nicht nöthig hätte, sie erst lange zu suchen.

Sie hatte noch nicht lange dagesessen, als ein junges Frauenzimmer kam und sich neben sie setzte. Lilly glaubte sie zu kennen; da das Mädchen aber durch nichts verrieth, daß sie sie ebenfalls kenne, so wollte sie sie nicht anreden. Indessen war sie doch nicht im Stande, ihre Augen von der Fremden abzuwenden, und endlich, als diese die forschenden Blicke bemerken mochte, drehete sie sich herum und sah ihr gerade in's Gesicht.

Nun war Lilly ihrer Sache gewiß — es war Niemand anders als Winny Weston.

Sie hatte bedeutend verloren; vielleicht eben so sehr, als Lilly gewonnen hatte.

Sie war blaß, hager und ärmlich gekleidet, aber dennoch war es Winny und fast unfreiwillig nannte Lilly ihren Namen.

„Kennt Ihr mich nicht mehr?“ sagte sie.

„Nein,“ antwortete Winny, „ich kann mich nicht entsinnen, Euch jemals gesehen zu haben.“

„Wißt Ihr nicht mehr, wie ich im schwarzen Jäger war?“ sagte Lilly.

„Was!“ rief Winny, „seid Ihr Lilly Dawson, die bei jenem Teufelsvolk lebte — Gott verzeihe mir, daß ich mich so ausdrücke! Ei, wie habt Ihr Euch verändert!“

„Ihr aber auch,“ antwortete Lilly, „ich wußte erst nicht gleich, ob Ihr es wäret.“

„Ja, das glaube ich,“ entgegnete Winny; „also seid Ihr wohl während dieser ganzen Zeit in London gewesen! Ich dachte immer, Ihr wäret todt und sagte es auch.“

Es ist sonderbar, daß die Menschen immer darüber lachen, wenn man sie todt geglaubt hat — es scheint dies so abgeschmackt, während man noch lebt! Und doch möchte man, da ganz gewiß der Tag kommt, wo wir die

Sache sehr ernsthaft finden werden, sich versucht fühlen, zu fragen, wo das Komische hier liegt — wahrscheinlich in dem Contrast. Indessen, Lilly lachte.

„Weßhalb dachtet Ihr denn, ich sei todt?“ fragte sie.

„Ich dachte,“ sagte Winny, „sie hätten Euch auch ermordet, wie sie den armen Bill ermordet haben;“ und bei dem Namen Bill's brach sie in einen leidenschaftlichen Thränenstrom aus; ihr Kummer war noch eben so frisch, als an dem Tage, wo sie den Geliebten verlor.

„Haben sie Bill umgebracht?“ fragte Lilly mit großem Erstaunen.

„Ich wollte mein Leben darauf verwetten,“ antwortete Winny.

„Wer hat es Euch denn gesagt?“ fragte Lilly.

„Alle Umstände sagten mir es,“ antwortete Winny.

Da dies eine Versicherung war, die Lilly nicht verstand, so schwieg sie — nicht ungerührt, wohl aber verwundert und verblüfft.

„Aber wie um's Himmels willen seid Ihr denn von ihnen weggekommen?“ fragte Winny. „Sie sagten, Ihr wäret auf Besuch bei einigen Freunden, die Ihr an dem Orte hättet, wo sie wohnten, ehe sie den schwarzen Jäger kauften; aber ihnen mag glauben, wer da will — ich für meinen Theil habe wenigstens nie ein Wort geglaubt, das sie sagten.“

„Um Alles in der Welt möchte ich nicht, daß Vetter

Lukas erführe, wo ich bin," sagte Lilly, welche sich plötzlich auf die Gefahr besann, die aus diesem zufälligen Zusammentreffen für sie hervor gehen konnte.

„Ihr braucht nicht zu fürchten, daß er es von mir erfahren werde," antwortete Winny. „Doch, nun da Ihr den Klauen dieser Menschen entronnen seid, werdet Ihr mir vielleicht sagen, was Ihr über Bill wißt."

„Ich weiß nichts," antwortete Lilly, „als daß er fortgeschickt ward, weil er des Nachts nicht nach Hause kam — Vetter Lukas sagte, er habe sich den Trunk angewöhnt."

„Den Trunk! Bill den Trunk!" rief Winny ganz entrüstet über diese Verleumdung ihres verschwundenen Geliebten; „Bill hat in seinem Leben keine Kanne Bier mehr getrunken, als ihm gut war! Er ging aus, um Mr. Ryland zu suchen, weiter nichts. Habt Ihr nie erfahren, was aus dem alten Ryland geworden ist?"

„Nein," entgegnete Lilly und erröthete, weil sie wußte, daß sie nicht die ganze Wahrheit sagte. Allerdings wußte sie nicht, was aus dem Müller geworden war; aber sie vermuthete stark, daß sie wisse, wo man seine Leiche finden könne. Indessen würde sie um alle Schätze der Welt diesen Gedanken Niemandem mitgetheilt haben, nicht einmal Philipp selbst.

„Ich glaube, Ihr wißt mehr als Ihr sagen wollt," fuhr Winny fort. „Indessen, es macht nichts aus, es

wird schon einmal an den Tag kommen, das könnt Ihr mir glauben."

„Was soll denn an den Tag kommen?" fragte Lilly.

„Es ist ganz natürlich, daß man seine Verwandten zu vertheidigen sucht," bemerkte Winny, „obschon ich nicht glaube, daß Ihr ihnen viel zu verdanken habt. Ihr sehet gar nicht mehr wie das Mädchen, welches Ihr waret, als Ihr im „schwarzen Jäger" lebtet."

„Ich befinde mich jetzt auch viel glücklicher," bemerkte Lilly.

„Das glaube ich; wer sollte sich da nicht glücklicher befinden?" antwortete Winny, in welcher der weibliche Instinkt in Verbindung mit ihrer Liebe eine absolute Antipathie gegen die Familie Lyttenhaus erzeugt hatte.

„Na, ich gönne es Euch, daß Ihr ihren Klauen entronnen seid," fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß Lilly nicht zu weiteren Mittheilungen aufgelegt war. „Ich wollte, der arme Philipp Ryland wäre auch fort von ihnen."

„Philipp! Ist der noch dort?" fragte Lilly und erröthete wieder.

„Ja wohl," sagte Winny; „vielmals, wenn er in das Dorf kam, sprach er von Euch und fragte, ob wir keine Vermuthung hätten, wo Ihr wäret; denn eines Tages hatte er die Geschwister sagen hören, Ihr wäret

davongelaufen. Ich sagte aber, dazu hättet Ihr nicht den Muth. Ich wundere mich, daß er nicht auch davonläuft, denn er führt dort ein erbärmliches Leben."

„Wie kommt Ihr denn nach London?" fragte Lilly.

„Nach dem, was dem armen Bill begegnet war, litt es mich einmal nicht mehr dort," sagte Winny. „Jedes Mal, wenn ich diese Menschen in das Dorf kommen sah, gerieth mein Blut so in Wallung, daß ich zu meiner armen Mutter oft sagte, wenn ich ein Mann wäre, so passirte etwas."

„Ist denn Eure Mutter auch in London?" fragte Lilly.

„Nein," sagte Winny; „was sollte die arme alte Frau hier thun! Nein, ich kam hier als Magd in eine Familie, die ein starkes, gesundes Mädchen vom Lande wünschte, in Folge der schweren Arbeit aber und der früher ausgestandenen Angst ward ich krank und sie brachten mich in's Hospital und ich bin so eben erst wieder heraus."

„Und nun wollt Ihr wohl wieder Euern Dienst antreten?" sagte Lilly.

„Nein; die Herrschaft sagt, ich wäre nicht stark genug dazu und sie haben eine andere Magd gemiethet," antwortete Winny, „deßhalb bin ich so eben in einem Bureau gewesen, wo Dienste nachgewiesen werden und ich soll morgen bei einer Dame nachfragen."

Da Lilly jetzt May Elliot kommen sah, so stand sie auf und nahm Abschied von Winny, nachdem sie ihr gesagt, wo sie nach ihr fragen könne.

„Wer war denn das Mädchen, mit der Sie sprachen?“ fragte May.

„Sie ist aus dem Orte, wo ich her bin,“ antwortete Lilly, und dann erzählte sie Winny's Geschichte, wobei sie jedoch die gegen ihre Vettern vorgebrachte Beschuldigung verschwieg und mit der Bitte endete, daß May sie, wenn sie könne, irgendwo empfehlen möchte.

„Da kann ich ihr gleich einen sehr guten Dienst nachweisen,“ sagte May. „Nur erst g stern fragte eine von unsern Kunden Mistreß Knox nach einem ordentlichen Mädchen.“

„Soll ich hingehen und es ihr sagen?“ fragte Lilly.

„Ja, thue das,“ sagte May, „und sage ihr, sie solle heute Abend zu mir kommen; ich will mit ihr sprechen.“

Die arme Winny, welche so eben erst aus dem Hospitale gekommen war und kaum noch einige Schillinge in ihrem ganzen Vermögen besaß, nahm dieses Anerbieten freudig an und erschien zu der bestimmten Stunde in May's Wohnung.

„Es sind blos zwei Dienstleute da,“ sagte May, „und ich glaube, es giebt sehr viel zu thun, weil der Herr beinahe ganz blind ist. Er ist Oberst auf Halbseld,

sie haben nur einen einzigen Sohn und wohnen in Nr. 6, Ellms Row Lambeth. Wenn Ihr morgen hingehet und sagt, Ihr wäret von Miß Elliot bei Mistreß Knox empfohlen, so wird Mistreß Adams mit Euch sprechen."

Da die Mädchen eben beim Thee saßen, so ward Winny eingeladen, mitzutrinken, und ehe man fertig war, sah sich May im vollen Besitze aller Umstände in Bezug auf Winny's Geschichte und das Verschwinden ihres Geliebten; denn da dieser Gegenstand fortwährend ihr Herz erfüllte, so bedurfte sie wenig Veranlassung, davon zu sprechen.

May, welche an Scharfsinn und Weltkenntniß die beiden andern Mädchen weit übertraf, ward durch die seltsame Geschichte nicht wenig neugierig gemacht und wußte durch geschickte Fragen Lilly eine umständliche Erzählung der Vorgänge im „schwarzen Jäger," abzulocken, wodurch ihre Neugier nothwendig noch mehr gesteigert ward.

„Verlassen Sie sich darauf, Lilly, diese Ihre Verwandten sind sehr verdächtige Menschen," sagte sie, nachdem Winny fort war.

„Glauben Sie das?" fragte Lilly.

„Ich zweifle nicht daran," sagte May; „ich möchte nicht bei diesen Leuten wohnen, das kann ich Ihnen versichern! Ich würde mich nicht im Geringsten wundern, wenn sie die Reisenden mordeten und beraubten, wie

Jonathan Bradford thun wollte. Ward nicht einmal Jemand vermißt, der dort wohnte?"

„Einer wurde allerdings vermißt," antwortete Lilly, „und die Leute haben niemals erfahren, was aus ihm geworden ist — aber ich glaube, ich weiß es."

„Was!" rief May, „wenn Sie es nicht sagen, Lilly, so sind Sie eben so strafbar wie Jene."

„Ich meine nicht, daß sie ihn umgebracht haben," sagte Lilly, „ich glaube nicht, daß sie so etwas thun würden."

„O ja, ich glaube es," sagte May; „doch es klingelt, sehen Sie einmal nach, wer es ist," und da auf diese Weise das Gespräch unterbrochen ward, so kam der Gegenstand in Vergessenheit.

„Wohnt Miß Elliot hier?" fragte die Person, welche die Klingel gezogen hatte.

Die Stimme war die eines Mannes, in dem düstern Lichte des Abends aber konnte Lilly seine Züge nicht unterscheiden. Sie hieß ihn indessen eintreten, und als er in May's Zimmer trat, wo ein Licht brannte, sah sie, daß es Giles Lintock war. Da sie das vertraute Verhältniß, welches früher zwischen ihrer Freundin und Martha's Gatten bestanden hatte, nicht kannte, so kam sie ganz natürlich zu dem Schlusse, daß er gekommen sei, um sie aufzuspüren, bis sie an der vertrauten Begrüßung merkte, daß sie alte Freunde waren.

„Nun, May," sagte er, „habe ich Dich endlich ausfindig gemacht; seit zwei Monaten hab' ich Dich gesucht."

„So?" sagte sie, „weßhalb denn?"

„Ich will Dir's gleich sagen," entgegnete er. „Aber was machst Du? Wie geht Dir's?"

„Es geht mir ganz gut," sagte May. „Ich bin erste Gehilfin in Mistreß Knox' Putzladen in Oxford-Street."

„Und was ist das für ein Mädchen, welches mich einließ?"

„Sie arbeitet ebenfalls mit dort und ich lasse sie bei mir wohnen."

„So. Schicke sie doch ein wenig fort. Ich möchte etwas ganz Besonderes mit Dir sprechen."

„Immer sprich, sie hört Dich nicht," sagte May; „ich hörte sie in das Nebenzimmer gehen und die Thür zumachen."

„Wohlan," sagte Giles, „wie ich schon vorhin sagte, ich habe Dich seit zwei Monaten gesucht. Mr. Cropley, der Advocat, wünscht Dich zu sprechen."

„Er wünscht mich zu sprechen?"

„Ja, aber es ist ein großes Geheimniß, mag es nun bestehen, worin es wolle. Du darfst daher keinem Menschen sagen, daß er Dich zu sprechen wünscht und eben

so wenig, daß ich hierher gekommen bin, um Dich aufzusuchen."

„Aber was kann er von mir wollen? Will mein Vater vielleicht etwas von mir?"

„Das weiß ich nicht, aber ich glaube es nicht. Es sind jetzt zwei Monate her, als Mr. Croplen mich rufen ließ, und als ich hinkam, erfuhr ich, daß es blos geschehen war, um mich zu fragen, ob ich wisse, wo Du wärest. Ich sagte, ich wisse es nicht und er sagte, ich sollte mir Mühe geben, Dich ausfindig zu machen. Deine Tante getraute ich mich nicht zu fragen, endlich aber ließ ich mich durch die dritte Hand bei ihr erkundigen, und als ich Mr. Croplen sagte, ich hätte Euch entdeckt, bat er mich, nach London zu gehen und auszuforschen, was Ihr machtet und wie Ihr lebtet."

„Aber was kann das ihn interessiren?" fragte May.

„Das wird er Dir wahrscheinlich selbst sagen," sagte Giles; „ich sollte mich bloß nach Dir erkundigen, so gut ich könnte und es ihn wissen lassen; deßhalb werde ich ihm morgen mit der Post schreiben."

Als Giles fort war, trat Lilly nicht wenig erschrocken aus dem Schlafzimmer.

Von ihrer frühern Geschichte wußte ihre dermalige Wohlthäterin (und eine Wohlthäterin war sie in der That für sie) kaum etwas, denn May war zu vollständig mit sich selbst beschäftigt, als daß sie viel Neugier über die

Angelegenheiten Anderer übrig gehabt hätte. Daß Lilly unfreundliche Verwandte und eine unerfreuliche Heimath gehabt, war beinahe Alles, was sie wußte, bis Winny's Geschichte sie zu fernern Fragen veranlaßt hatte; jetzt aber hielt es Lilly für räthlich, auch in andere Einzelnheiten einzugehen, weil dies nöthig war, um sich May's Stillschweigen zu versichern. Deßhalb erzählte sie ihre vergangenen Abenteuer und deutete auf die Gefahr hin, welche sie von Giles Lintock fürchtete, wenn er sie wiedererkennen sollte.

„Wenn er wüßte, wer es war, der ihm die Thür öffnete, so würde er es ganz gewiß meinem Vetter sagen," setzte sie hinzu, nachdem sie mit ihrer Geschichte zu Ende war.

„Ja, das glaub' ich auch," sagte May, „natürlich aber werde ich ihm nicht sagen, wer es war."

Und was May sagte, das war ihr Ernst.

Vierzehntes Kapitel.

Egoismus und Selbstverleugnung.

Es ist eine ziemlich verbrauchte Bemerkung, daß viele gute Eigenschaften sich neben vielen schlechten vorfinden können, und May Elliot hatte bei all' ihren Mängeln dennoch auch ihre Tugenden. Sie war gutmüthig, leutselig und wohlwollend. Selbst ihre Verschwendung war nicht durchaus egoistisch, denn sie war eben so bereit, Geld wegzugeben, wenn sie es hatte, als es an sich selbst zu wenden; dann aber hatte sie es sehr selten zu geben, ausgenommen an dem Tage, wo sie ihr Salair erhielt, denn schon am nächsten war es in der Regel für irgend einen überflüssigen Gegenstand ausgegeben, der ihr in ihrer Stellung nicht einmal zukam.

Ihre Absichten gegen Lilly waren anfangs in der That edelmüthig und gütig. Sie verlangte ihr für ihre

Wohnung nichts ab, sondern blos, daß sie ihren Antheil an dem Frühstück und an der Sonntagsmahlzeit bezahlen solle, und auf diese Verabredung hin begannen sie mit einander.

Lilly arbeitete, um sich erkenntlich zu beweisen, für May wie eine Sclavin. Sie machte Feuer, bereitete das Frühstück, fegte das Zimmer, kochte die Sonntagsmahlzeit und saß bis spät des Nachts auf, um ihre Strümpfe auszubessern und ihr sonst welche Arbeit zu besorgen. Alles Dies that sie mit dem größten Vergnügen und glaubte, nichts zu thun.

Es dauerte jedoch nicht lange, so ward ihre Selbstverläugnung noch fernerweit in Anspruch genommen.

Wenn ein Brot oder ein halbes Pfund Thee gebraucht ward, so ward Lilly fortgeschickt, es zu holen, und May pflegte zu sagen; „Bezahle es einmal, Lilly, ich habe kein kleines Geld," bis Lilly allmählig für May Alles bezahlte, das heißt, so weit ihr Geld reichte und sie endlich nichts an sich selbst zu wenden hatte. Deßwegen aber hegte Lilly noch nicht den mindesten Argwohn, oder sonst einen Gedanken, der ihrem Abgotte zum Nachtheile gereicht hätte. So lange sie Geld hatte, bezahlte sie ohne Murren oder Bedauern.

Unglücklicher Weise aber vermochte Lilly's geringes Lohn nicht lange, May's Bedürfnisse zu bestreiten. May konnte keine gesalzene Butter essen, sondern mußte frische

haben, zu sechzehn Pence das Pfund; dann trank sie des Morgens gern ein Tröpfchen Sahne zu ihrem Thee und mußte ihn mit weißem Zucker versüßen, und da alle ihre Bedürfnisse demselben Maßstabe angemessen waren, so reichten Lilly's Mittel bald nicht mehr aus.

Unerfahren in Haushaltangelegenheiten, hatte sie diese Schwierigkeit nicht vorausgesehen, und angefangen, dieselbe Kost zu theilen, welche für ihre Freundin beschafft ward; sobald sie aber bemerkte, daß ihr die Fonds ausgingen, begann sie ihren eigenen Antheil an diesen Genüssen zu kürzen, damit um so mehr für May übrig bliebe. Sie aß ihr Brot ohne Butter und trank ihren Thee ohne Zucker. May besaß einen viel zu scharfen Blick, um dies nicht zu bemerken, und hätte Lilly gern dasselbe gegönnt, was sie genoß. Weiter aber ging ihre Großmuth nicht; eines wirklichen Grades von Selbstverleugnung war sie nicht fähig und sehr bald gewöhnte sie sich an dieses Verhältniß, so daß es sich wie von selbst verstand, wenn Lilly zum Frühstück eine trockene Brotrinde genoß, während sie eine neubackene Buttersemmel aß und Rahm und Zucker hatte, während Lilly zusah.

Lilly murrte niemals, sondern schien immer so zufrieden, daß kein Grund vorhanden war, sie wegen ihrer Entbehrungen zu bemitleiden, und überdies war May der Ansicht, es sei für Lilly schon viel, unter solchen Bedingungen ein so schönes Logis mitbewohnen zu dürfen,

während Lilly glaubte, es sei schon Glück genug, unter irgend welchen Bedingungen mit May zusammen zu wohnen. Eben so ward auch ihre Dankbarkeit durch May's Egoismus und Mangel an Grundsätzen durchaus nicht vermindert. In praktischer Beziehung war Lilly's Moral untadelhaft, aber es fehlte ihr gänzlich an Theorie, denn es hatte sich Niemand die Mühe genommen, sie darin zu unterrichten.

Abel White hätte es vielleicht gethan, wenn er ihre Unwissenheit vollständig gekannt hätte; ihre Liebe zu ihm aber, ihre Gewöhnung an Gehorsam und ihre natürliche Gutmüthigkeit vertraten bei ihr die Stelle der Grundsätze und hielten ihn ab, den Umfang ihrer Unwissenheit zu bemerken. Ein Wilder aus den australischen Wüsteneien konnte nicht weniger Begriffe von Pflicht haben, als Lilly hatte. Gehorsam war die einzige Tugend, die man sie gelehrt hatte, und wenn sie nicht unter dem Einflusse dieser handelte, so war der Instinkt ihr einziger Führer.

Auf diese Weise kam es, daß die Fehler in May's Charakter nichts Anstößiges für sie hatten, denn sie sah darin keine.

Der kleine Haushalt konnte indessen nicht sehr lange von Lilly's Ersparnissen so fortgeführt werden, und die Stunde des Mangels war vor der Thür. Lilly ward feuerroth, als sie May zum ersten Male sagen mußte, sie habe kein Geld, um die Butter zu bezahlen.

„Das thut nichts," sagte May, „sage zu dem Manne, Du hättest das Geld vergessen, und würdest es morgen bringen."

Lilly erhielt auch die Butter, und was sie sonst bedurfte, gegen das Versprechen, den folgenden Tag Zahlung zu leisten, ohne jedoch, daß sie sagte, sie hätte das Geld vergessen. Sie erwartete bestimmt, daß May ihr es den nächsten Morgen geben würde; da diese aber nichts darüber sagte, so glaubte sie, sie habe es vergessen, oder sie habe, wie gewöhnlich, „kein kleines Geld."

Die Arbeiterinnen bei Mistreß Knox wurden entweder wöchentlich oder monatlich bezahlt. Die der höhern Klasse angehörigen, wie May, erhielten ihr Salair monatlich; die untergeordneten, wie Lilly, wurden jeden Sonnabend Abend ausgezahlt. Als Lilly am Ende der Woche ihren Lohn bekam, ging sie auf dem Heimwege gleich mit in die Läden hinein, wo sie geborgt hatte, und machte die Schulden ab; da sie aber blos sechs Schillinge die Woche bekam und kürzlich auch Thee und Zucker eingekauft worden war, so kam sie mit leerer Börse nach Hause.

„Was haben Sie denn morgen zum Mittagessen?" sagte May. „Das ekelhafte Hammelfleisch, welches wir jetzt alle Tage bei Mistreß Knox bekommen, ist mir in den Tod zuwider und ich bin förmlich ausgehungert."

„Ich habe noch nichts," antwortete Lilly.

„Wohlan, ich möchte einmal etwas recht Gutes genießen," sagte May; „so zum Beispiel ein recht weiches, saftiges Beefsteak; aber merken Sie wohl, es muß von dem besten Stücke abgeschnitten sein."

„Ja, wenn es der Fleischer von dem besten Stücke

abschneiden soll, so muß ich auch Geld mitbringen," antwortete Lilly.

„Nun, so nehmen Sie das Geld mit," sagte May.

„Ich habe keins mehr," entgegnete Lilly, „ich habe die Sachen bezahlt, die wir schuldig waren."

„Was für Sachen?" fragte May.

„Nun, was wir diese Woche gebraucht haben," entgegnete Lilly. „Sie wissen doch, ich habe den Thee und Zucker und Alles borgen müssen."

„Wie können Sie nur so albern sein, Lilly!" sagte May. „Sie wissen doch, daß ich des Sonntags gern etwas Ordentliches zu Mittag esse und ich sagte Ihnen erst gestern, daß mich Mistreß Knox' Mahlzeiten anekelten."

„Ich dachte, wir müßten bezahlen," antwortete Lilly unschuldig.

„Ja, aber so eilig war das doch nicht nöthig! Konnten Sie denn nicht warten, bis der Monat um war? Dann hätte ich selbst Geld genug gehabt."

Lilly sah ein, daß sie außerordentlich dumm gewesen war und May des guten Mittagessens beraubt hatte, worauf diese nach dem „ekligen" Hammelfleische gehofft. Indessen versprach sie zu gehen und zu sehen, was sich bei dem Fleischer ausrichten ließe.

„Sagen Sie ihm, Sie würden ihn nächsten Montag bezahlen," sagte May, und Lilly gehorchte, und erhielt auf dieses Versprechen hin das Fleisch, und was sie sonst bedurfte, und brachte es nach Hause zu May, welche, sobald ihre Wünsche befriedigt waren, sich vollkommen vergnügt zeigte und sich nicht im Mindesten Gedanken darüber machte, wie das Versprechen erfüllt werden sollte.

Obschon aber Lilly vor allen Dingen darnach trach-

tete, May zu Gefallen zu leben, so war ihr doch bei dieser Gelegenheit nicht ganz wohl zu Muthe, denn sie begriff nun, daß ihre Freundin kein Geld hatte und daß sie dieses Versprechen gegeben, während sie doch vollkommen wußte, daß sie es nicht erfüllen könne. Die Unruhe, welche dieses Bewußtsein ihr verursachte, konnte sie trotz alles Bemühens nicht abschütteln. May mußte ein Mittagessen bekommen, wie sie es sich wünschte, — das verstand sich von selbst — May's Bedürfnisse — eingebildete oder wirkliche — mußten befriedigt werden und dennoch war ihre angeborne Ehrlichkeit durch den von ihr begangenen Betrug schmerzlich verwundet.

Am folgenden Tage jedoch, als sie sah, wie May das Essen schmeckte und wie sie (da mehr da war, als sie essen konnte) Lilly auf die freundlichste Weise aufforderte, doch auch mit ein Stück von dem Beefsteak zu genießen, anstatt den vom letzten Sonntage übrig gebliebenen kalten Speck zu verzehren, wie sie eigentlich beabsichtigte, da tröstete sie sich.

Den nächstfolgenden Sonnabend sollte May ihr Geld erhalten, wo dann diese kleinen Schwierigkeiten beseitigt werden konnten, und mittlerweile war Lilly so glücklich und May so gütig und freundlich!

„Ich sah heute in Bondstreet einen herrlichen Shawl," sagte May; „ich hätte ihn gleich gekauft, wenn ich das Geld bei mir gehabt hätte. Er müßte zu meinem neuen Lilakleide vortrefflich stehen."

Lilly wünschte, sie hätte Geld genug, um ihrer Freundin den Shawl kaufen zu können, und bedauerte sehr, daß das Geld, wenn es einging, für Lebensmittel und Zins aufgewendet werden mußte, anstatt dem Schmucke

der schönen May gewidmet zu werden. Ebenso war sie sich auch selbst eines kleinen Bedürfnisses bewußt, welches sie nöthigte, ihr Wochenlohn an sich selbst zu wenden, anstatt an May, wie seit einiger Zeit der Fall gewesen. Ihre Schuhe waren nämlich so zerrissen, daß sie kaum noch an den Füßen hafteten, und sie schämte sich ordentlich, darin bei Mistreß Knox zu erscheinen, während sie sich während der beiden letztvergangenen Sonntage gar nicht auszugehen getraut hatte.

In der Ueberzeugung, daß die Schuhe gekauft werden müßten, obschon es ihr sehr leid that, das Geld zu ihrem eigenen Gebrauche verwenden zu müssen, begab sie sich, als sie des Sonnabend Abends von ihrer Arbeit nach Hause ging, sofort in einen Schuhladen, in der Nähe von Leicester Square, um sich hier mit Dem zu versehen, was sie bedurfte. Es war ein kleines Emporium — dieser Name stand wenigstens darüber geschrieben — und ward von einem Manne und dessen Frau besorgt, indem er auf der einen Seite Schuhe und sie auf der andern Handschuhe und verschiedene Kurzwaaren verkaufte. Es war ein sehr geschäftiger Abend und eine geschäftige Stunde, und Lilly mußte warten, bis mehrere Personen, die eher gekommen als sie, bedient waren. Unter diesen befand sich auch eine ziemlich anständig aussehende alte Frau in Trauerkleidung, welche ein Paar schwarzbaumwollene Handschuh kaufte und, als sie bedient war, anstatt den Laden zu verlassen, sich auf einen Stuhl setzte, als ob sie Jemanden erwartete. Lilly hatte eben ihre Schuhe gekauft und das Geld dafür hingelegt, als die Frau, welche ihr den Rücken zukehrte, aufstand und nach der Thür ging.

„Bist Du fertig?“ fragte eine Stimme.

„Ja,“ antwortete sie, „haben wir heute Abend noch weiter wohin zu gehen, Philipp?“

„Sie haben etwas verloren, Madame,“ sagte Lilly, welche auf ihre sechs Pence wartete die sie auf ihre zwei halben Kronen heraus bekam.

„Ich danke, liebes Kind,“ sagte die Fremde, indem sie ein kleines Packet aufhob, welches ihr vom Schooße gefallen war. „Ich bin an dieses Menschengewühl nicht gewöhnt und es wird gut sein, wenn ich mich nicht noch selbst verliere, ehe ich wieder hinaus komme.“

Alles Blut in Lilly's Herzen schien ihr in die Wangen emporzusteigen, ehe diese Worte ausgesprochen wurden. Sollte sie reden? Sollte sie sie fortgehen lassen? Es war Mistreß Ryland und Philipp — er so gewachsen und so verändert, daß sie ihn nicht wiedererkannt haben würde, wenn seine Mutter ihn nicht beim Namen genannt hätte; ihre ersten Freunde, die sie niemals aufgehört hatte zu lieben — die, welche zuerst sich gütig gegen sie gezeigt und ihr Herz aus einem todtenähnlichen Schlummer erweckt hatten. Sie hatten sie auch gesehen, aber nicht gesprochen; vielleicht kannten sie sie nicht. Vielleicht hatte sie dadurch, daß sie davongelaufen, ihre gute Meinung verscherzt und, während sie noch so zögernd da stand, waren sie verschwunden.

Die Gelegenheit, sie anzureden, schien nicht sobald verloren zu sein, als Lilly in Verzweiflung gerieth. Sich wild durch die Menge Bahn brechend, stürzte sie ihnen in der eingeschlagenen Richtung nach; aber sie waren in rgend einen Laden oder in eine andere Straße gegangen, denn sie fand sie nicht, und nachdem sie sie vergebens

eine Zeitlang gesucht, ging sie nach Hause, außer sich vor Aerger und Gram über ihre eigene Dummheit.

Als sie ihre Wohnung erreichte, war May, die gewöhnlich Mistreß Knox' Laden etwas eher verlassen durfte, schon da. Sie hatte zwei Lichter angezündet und stand vor einem alten Spiegel in einem geschnitzten Rahmen, dessen fleckiges Antlitz ihre schöne Gestalt, als sie eben einen neuen Shawl anprobirte, nur undeutlich zurückspiegelte.

„Ist das nicht etwas Herrliches, Lilly?" sagte sie, als ihre Freundin eintrat.

„Prachtvoll!" antwortete Lilly. „Diese schöne Kante! Haben Sie ihn gekauft?"

„Ja, ich konnte mir nicht helfen," antwortete May; „er muß zu meinem lillaseidenen Kleide wundervoll stehen, nicht wahr?"

„Wie schön Sie darin aussehen!" rief Lilly, indem sie May mit bewundernden Augen betrachtete.

„Meinen Sie das?" sagte May. „Ich freue mich sehr, daß ich ihn gekauft habe! Aber er kostet eine schöne Summe Geldes."

„So?" sagte Lilly.

„Das wollte ich meinen," sagte May lächelnd und mit bedeutsamem Kopfnicken; „aber ich frage Sie, Lilly, was hätte man sonst auch auf der Welt, wenn man nicht dann und wann seine Liebhabereien befriedigen könnte?"

Lilly hatte keine Lust, dieses Axiom streitig zu machen, denn sie glaubte, May habe auch das Recht, ihre Liebhabereien zu befriedigen, während diese sich im Besitz des Shawls so glücklich fühlte, daß sie eine Zeitlang ganz vergaß, daß für das Mittagsessen des nächsten

Tages gesorgt werden müsse. Endlich jedoch besann sie sich darauf und fragte Lilly, was sie besorgt habe.

„Ich wüßte nicht, was ich besorgen sollte,“ sagte Lilly.

„O irgend etwas,“ sagte May, die mit ihrer neuen Acquisition noch viel zu sehr beschäftigt war, als daß sie sich viel um etwas hätte kümmern sollen, was sie gewöhnlich sehr interessirte.

„Wollen Sie mir etwas Geld geben?“ sagte Lilly, indem sie ihren Hut aufsetzte, um ihr Erröthen zu verbergen.

„Haben Sie denn keins?“ fragte May, indem sie sich schnell herumdrehete.

„Nein!“ entgegnete Lilly; „ich habe nur noch einen Schilling, denn ich mußte mir ein Paar Schuhe kaufen und habe aus Versehen die sechs Pence, die ich noch herausbekam, liegen lassen.“

„Das trifft sich sehr unglücklich,“ sagte May ungeduldig, „und die Wirthin will auch den Zins haben. Ich weiß wirklich nicht, was wir anfangen sollen!“

Lilly fühlte sich sehr unglücklich und wünschte ihre Schuhe wieder zurück in den Kaufladen.

Indessen, der Zins ward bezahlt und das Essen gekauft, und sie trieben es weiter wie zuvor, das heißt, sie lebten auf Credit, so weit sie dessen bekommen konnten, und von Lilly's geringem Lohne, denn May hatte nicht sechs Pence mehr übrig — so viel hatte der Shawl gekostet.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Crowe, Catherine,

Lilly Dawson oder Das Gasthaus zum Schwarzen Jäger. Von Mrs Crowe Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar

Bd.: 2

Wurzen 1854